

# DIE WELTWOCHEN



FC wiederholt, dass es ihm einzig um die Stärkung des Instituts geht. **Politische Gespräche** möchte FC nicht führen, aber dennoch festhalten, dass seine Strategie durch solche Aussagen direkt gefährdet wird und er solche Aussagen deshalb für **institutsschädigend** hält.

Betreff: Blocher-Rede

Lieber Herr Mörgeli

**Aussagen** zu „zu viele Deutsche in der Schweiz“ hält FC für **sehr ungünstig** – FC schätzt seine deutschen, österreichischen, russischen, englischen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und musste diese im Anschluss an die TV Ausstrahlung **beruhigen**. Viele Angehörige des Instituts **leiden** unter solchen Aussagen.

Nach einem Druckauftrag nahm ich gestern abend irrtümlich auch den Anfang Ihres Redemanuskripts für Herrn **Dr. Blocher** aus dem Druckerfach mit. Bitte entschuldigen Sie mein Versehen. Ich möchte Sie gerne bitten, solche Manuskripte nicht **mehr im Institutsdrucker** zu hinterlassen.

Ein weiteres Problem besteht in der Isolation von Institut und Museum. Die Zusammenarbeit wird uns von Kollegen vermutlich **aus politischen Gründen** verweigert und die Reichweite unserer Veranstaltungen ist leider auch immer noch beschränkt. Für unser kleines Fach ist das besonders schädlich und im Alltag für die Mitarbeiter eine Belastung. Wir hoffen, dass die Professionalisierung der Medi-

## «Aus politischen Gründen»

Die Entlassung von Christoph Mörgeli war von langer Hand geplant. Sein Vorgesetzter drängte ihn systematisch ins Abseits. *Von Philipp Gut*

## Gesucht: Herz

Wegen Mangels an Organen sterben in der Schweiz Jahr für Jahr hundert Menschen, die gerettet werden könnten. *Von Alex Baur*

  
**ZENITH**  
SWISS WATCH MANUFACTURE  
SINCE 1865

Life is in the movement



EL PRIMERO  
CHRONOMASTER 1969

www.zenith-watches.com

4 194407 004900  
3 9

# FORESTER 4x4. SO VIEL ALLRAD-SUV FÜR SO WENIG GELD.



**Der Forester 4x4  
schon ab sensationellen  
Fr. 28'900.-. Jetzt bei  
Ihrem Subaru-Vertreter.**

Abgebildetes Modell: Forester 2.0X AWD Advantage, man., Energieeffizienz-Kategorie E, CO<sub>2</sub> 173 g/km, Verbrauch gesamt 7,5 l/100 km, Fr. 28'900.-. Durchschnitt aller in der Schweiz verkauften Neuwagenmodelle (markenübergreifend): 159 g/km. Unverbindliche Preisempfehlung netto, inkl. 8% MwSt. Preisänderungen vorbehalten.



**SUBARU**

*Confidence in Motion*

SUBARU. SWITZERLAND'S 4x4

Es war eine kuriose Veranstaltung. Am Freitag, den 21. September 2012, teilte Andreas Fischer, Rektor der Universität Zürich, an einer Pressekonferenz vor geschätzten 100 Mikrofonen mit, Professor Christoph Mörgeli werde entlassen. Als Grund gab Fischer «schwere Loyalitätsverletzungen» an. Es wirkte wie Hohn: Mörgeli hatte sich gegen Vorwürfe aus vertraulichen Berichten seines Vorgesetzten gewehrt, die zuvor dem *Tages-Anzeiger* zugespielt worden waren – und die er selber nie zu Gesicht bekommen hatte. Es ist, als ob der Gefoulte vom Platz gestellt wird, weil er «Foull» gerufen hat. Bevor er die Anschuldigungen konterte,



**Kuriose Veranstaltung:** Uni-Rektor Fischer.

hatte Mörgeli sich mehrfach vergeblich um eine Aussprache mit seinem Chef bemüht. *Weltwoche*-Vize und Historiker Philipp Gut hat den Fall bis zurück in die Anfänge recherchiert. Er stiess auf ein von langer Hand geplantes Mobbing und auf einen planmässig vollstreckten Rauswurf. Für unseren Autor sind die aktuellen Vorgänge ein Déjà-vu: Als Gut es vor einigen Jahren wagte – er war damals Assistent am Historischen Seminar der Uni Zürich und Kulturredaktor beim *Tages-Anzeiger* –, öffentlich ein paar Fragen zum Lehrangebot der Universität zu stellen, wollte man ihn ebenfalls entlassen. Der heutige Rektor Andreas Fischer liess Guts Namen auf der Einladung zur Promotionsfeier streichen, um nicht den Zorn der Professoren zu provozieren. **Seiten 20, 26**

Die Titelgeschichte über die rechtlichen Grenzen der Organtransplantation («Ersatzteillager Mensch», *Weltwoche* Nr. 35/12, ) von Wissen-

schaftsredaktor Alex Reichmuth löste auch innerhalb der Redaktion eine Kontroverse aus. Verliert die Spitzenmedizin in einem Machbarkeitswahn den Respekt vor dem menschlichen Leben und der Würde der Toten? Oder handelt es sich bei den von Ethikern und Patientenschützern ins Feld geführten Bedenken um abstrakte Konstrukte, die an ein diffuses Misstrauen gegen den technologischen Fort-



**Warten auf ein Herz:** Cyril Aufiero. Partnerin.

schrift appellieren? Alex Baur schreibt in dieser Ausgabe über Patienten, die auf ein Spenderorgan warten, wie der 49-jährige Cyril Aufiero. In der Schweiz fehlt es an Spendern, weil in 50 Prozent aller Fälle die Angehörigen eine Organentnahme ablehnen. Deshalb sterben jede Woche zwei Menschen, die gerettet werden könnten. Im Zuge seiner Recherchen gelangte Baur zu einem radikalen Schluss: Wer seine Organe nicht spenden will, der soll bei Bedarf auch keine erhalten. **Seite 42**

Wenn ein Taxifahrer Hellmuth Karasek chauffiert, kann er sich kaum auf die Strasse konzentrieren. Auch mit 78 Jahren sprudelt der renommierte Literaturkritiker vor lustigen Anekdoten, die den Fahrer zum Lachen bringen. Sorgen um seine Sicherheit machte sich Andreas Kunz bei seinem Besuch in Hamburg deswegen nicht. «Die Chauffeure kennen mich», sagte Karasek auf der Fahrt zu seiner Wohnung, «gemäss einer inoffiziellen Umfrage bin ich sogar der beliebteste Taxikunde der ganzen Stadt.» Nachdem er über achtzig Fragen beantwortet hatte, ging aber auch Karasek langsam die Puste aus. «Jetzt bin ich reif für den Urlaub», sagte er zum Abschied. Zum Glück waren die zwei Wochen Südfrankreich bereits gebucht. **Seite 48**  
*Ihre Weltwoche*

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

**E-Mail:** redaktion@weltwoche.ch

**E-Mail:** leserbriefe@weltwoche.ch

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

**E-Mail:** verlag@weltwoche.ch

**Internet:** www.weltwoche.ch

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

**E-Mail:** aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 225.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

**E-Mail-Adressen:** vorname.name@weltwoche.ch

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Stv. Chefredaktor:** Philipp Gut (*Leitung Inland*)

**Produktionschef:** David Schnapp

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,

Urs Paul Engeler, Urs Gehriger,

Andreas Kunz, Christoph Landolt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Lucien Scherrer

Mark van Huissing

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Markus Gisler, Pierre Heumann,

Peter Hohenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Muscicono,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Pia Reinacher, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Adam Schwarz (*Leitung*),

Verena Tempelmann, Pearlie Frisch (*Assistentin*)

**Layout:** Tobias Schär (*Leitung*),

Silvia Ramsay

**Korrektur:** Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,

Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber, Raymond Kaufmann

**Geschäftsführer:** Sandro Rügger

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Stephan Schwab (*Leitung*),

Christine Lesnik (*Leitung Stil-Ausgaben*),

Brita Vassalli

**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

**E-Mail:** anzeigenid@weltwoche.ch

**Internetverkauf:** Stailamedia

**Tarife und Buchungen:** Tel. 044 500 13 50,

info@stailamedia.com

**Druck:** Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Dieselstrasse 22, 8404 Winterthur

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.*

*Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt

auf Recyclingpapier, das aus

100 % Altpapier hergestellt ist.

Es schont damit Ressourcen,

Energie und somit die Umwelt.

printed in  
switzerland

**Shortcut:** Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. [www.weltwoche.ch/shortcut](http://www.weltwoche.ch/shortcut)



# Jetzt Probe lesen, sparen und gewinnen!

Beim grossen Special der Verlage profitieren Sie gleich doppelt! Sie lesen Ihren Wunschtitel zum Vorzugspreis und können vielleicht schon bald mit dem Hauptpreis durchstarten. Wir wünschen Ihnen viel Glück!



Hauptpreis:  
VW Polo  
Trendline  
im Wert von  
Fr. 17 800.-!

2. + 3. Preis: Luxus-Wochenende  
für 2 Personen im Bergspa Hotel  
La Val, Brigels. Wert: je Fr. 840.-  
www.laval.ch



58% sparen

Wissen, was wichtig ist.  
10 Ausgaben für nur  
Fr. 20.- statt Fr. 48.-\*



41% sparen

Das überraschende  
Umwelt- und Wissens-  
magazin. 5 Ausgaben für nur  
Fr. 20.- statt Fr. 34.-\*



41% sparen

Das Magazin für Fitness-  
und Ausdauersport.  
4 Ausgaben für nur  
Fr. 20.- statt Fr. 34.-\*



47% sparen

Unterhaltsam, spannend  
und nützlich.  
10 Ausgaben für nur  
Fr. 20.- statt Fr. 38.-\*



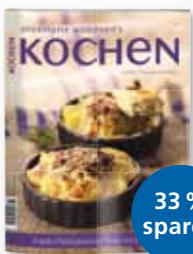
30% sparen

Das Magazin für Unter-  
haltungselektronik.  
3 Ausgaben für nur  
Fr. 20.- statt Fr. 28.50\*



22% sparen

Kiddy Swissfamily – das  
andere Familienmagazin.  
3 Ausgaben für nur  
Fr. 20.- statt Fr. 25.50\*



33% sparen

Geniessen mit Annemarie  
Wildeisen's KOCHEN.  
4 Ausgaben für nur  
Fr. 20.- statt Fr. 30.-\*



30% sparen

Die Zeitschrift für  
Ess- und Trinkkultur.  
3 Ausgaben für nur  
Fr. 20.- statt Fr. 28.50\*



38% sparen

Das Magazin für ganz-  
heitliches Leben.  
4 Ausgaben für nur  
Fr. 20.- statt Fr. 32.-\*



29% sparen

Das Schweizer Computer-  
Magazin inklusive DVD.  
6 Ausgaben für nur  
Fr. 20.- statt Fr. 28.20\*



42% sparen

Tipps für den Umgang mit  
Smartphone, Tablets und  
PC. 7 Ausgaben für nur  
Fr. 20.- statt Fr. 34.30\*



49% sparen

Die meistgelesene  
Zeitschrift der Welt.  
6 Ausgaben für nur  
Fr. 20.- statt Fr. 39.-\*



32% sparen

Das beliebte Koch-  
magazin der Schweiz.  
6 Ausgaben für nur  
Fr. 20.- statt Fr. 29.40\*



64% sparen

Die meistgelesene People-  
Zeitschrift der Schweiz.  
10 Ausg. + 2 x SI-Style für  
nur Fr. 20.- statt Fr. 55.-\*



21% sparen

Schweizer Fragen –  
aktuelles Wissen. Schweizer  
Rätsel. 6 Ausgaben für nur  
Fr. 19.80 statt Fr. 25.20\*



67% sparen

Die Schweizer Zeitschrift  
für Tier und Natur.  
12 Ausgaben für nur  
Fr. 20.- statt Fr. 60.-\*



38% sparen

Überraschend, scharf-  
sinnig, unabhängig.  
5 Ausgaben für nur  
Fr. 20.- statt Fr. 32.50\*



36% sparen

Das Magazin für Mütter  
und Väter in der Schweiz.  
4 Ausgaben für nur  
Fr. 20.- statt Fr. 31.20\*



48% sparen

Die einzige unabhängige,  
linke Zeitung der Schweiz.  
8 Ausgaben für nur  
Fr. 25.- statt Fr. 48.-\*



20% sparen

Das Magazin für Menschen  
mit Lebenserfahrung.  
5 Ausgaben für nur  
Fr. 20.- statt Fr. 25.-\*

## Ihr Profitier- und Gewinncoupon

Ja, ich möchte folgende/n Titel zur Probe lesen und dabei bis zu 67% sparen. Zusätzlich nehme ich automatisch am Gewinnspiel um einen VW Polo Trendline und um ein Luxus-Wochenende teil.

- |   |  |   |                                     |
|---|--|---|-------------------------------------|
| <input type="checkbox"/> Beobachter               | <input type="checkbox"/> Kiddy Swissfamily | <input type="checkbox"/> PCtipp                 | <input type="checkbox"/> Tierwelt   |
| <input type="checkbox"/> BeobachterNatur          | <input type="checkbox"/> KOCHEN            | <input type="checkbox"/> Reader's Digest        | <input type="checkbox"/> Weltwoche  |
| <input type="checkbox"/> FIT for LIFE             | <input type="checkbox"/> marmite           | <input type="checkbox"/> Saisonküche            | <input type="checkbox"/> wir eltern |
| <input type="checkbox"/> GlücksPost               | <input type="checkbox"/> natürlich         | <input type="checkbox"/> Schweizer Illustrierte | <input type="checkbox"/> WOZ        |
| <input type="checkbox"/> Home Electronics Magazin | <input type="checkbox"/> Online PC Magazin | <input type="checkbox"/> Schweizer Rätsel-Heft  | <input type="checkbox"/> Zeitlupe   |

Ich wähle 2 Probeabos und erhalte somit einen 10-Fr.-Gutschein von (bitte nur 1 Kreuz):



Ja, ich bin damit einverstanden, dass mich künftig abo24.ch oder die beteiligten Verlage via E-Mail über weitere interessante Angebote informieren.

Teilnahmebedingungen: Jeder Coupon nimmt an der Verlosung teil. Die Teilnahme ist unabhängig von einer Bestellung. Nur Wettbewerbsteilnahme kostenlos unter www.abo24.ch. Teilnahmeschluss ist der 16.12.2012. Die Gewinner werden schriftlich benachrichtigt. Preise werden nicht bar ausgezahlt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Über die Verlosung wird keine Korrespondenz geführt.

Vorname/Name

Strasse/Nr.

PLZ Ort

Telefon/E-Mail

Coupon einsenden an: abo24, Leserservice, Postfach, 8099 Zürich

2 Probeabos bestellen und Gutschein nach Wahl im Wert von Fr. 10.- erhalten!

Oder schneller gehts unter:

www.abo24.ch

\*Im Vergleich zum Einzelkauf. Gilt nur für Neuabonnenten in der Schweiz. (Preis inkl. MwSt. und Versandkosten.)

## Killias-Bericht

Hat sich Philipp Hildebrand doch strafbar gemacht?  
Ehrliches Lob für Steinbrück.  
Von Roger Köppel

Der Zürcher Strafrechtsprofessor Martin Killias (SP) hat einen Bericht verfasst, in dem er sich mit dem Fall Hildebrand und insbesondere mit der Frage auseinandersetzt, ob die Weitergabe der Bankkundendaten, die Hildebrands private Devisengeschäfte bewiesen, strafbar gewesen sei. Killias verneint dies. Erstens: Bei den durch die Kontounterlagen dokumentierten Devisengeschäften handle es sich nicht um wettbewerbsrelevante Geschäftsgeheimnisse. Zweitens: Die in den Kontounterlagen belegten Devisenkäufe seien möglicherweise rechts-, aber auf jeden Fall sittenwidrig gewesen und auch deshalb nicht schützenswert. Hat Killias recht, würde das Verfahren gegen den Datenüberbringer Hermann Lei und den Bundesratsinformanten Christoph Blocher hinfällig, weil keine Straftaten vorliegen. Die Zürcher Staatsanwaltschaft müsste ihre Ermittlungen umgehend einstellen.

Interessant allerdings ist auch ein weiterer Aspekt des Gutachtens, in dem Killias Hildebrands Verhalten würdigt: «Wie öffentlich bekannt wurde, hat H. [Philipp Hildebrand, d. Verf.] über das fragliche Konto verschiedene Geschäfte in fremden Devisen getätigt, deren Wert er indirekt durch Entscheidungen beeinflussen konnte, an welchen er in seiner Eigenschaft als SNB-Präsident mitwirkte.» Diese Transaktionen fallen zwar gemäss Killias nicht explizit unter die Insiderstrafnorm Art. 161 StGB, allerdings erkläre sich «dieses Schweigen des inländischen und vieler ausländischer Gesetzgeber wohl nur so, [...] dass niemand sich vorzustellen vermochte, dass jemals der Chef einer Notenbank in der Weise, wie H. dies tat, bei privaten Investitionen in fremde Währungen von seinem Insiderwissen profitieren könnte».

Für Killias ist es somit «durchaus nicht sicher, ob das höchste Gericht das Verhalten von H. am Ende nicht doch» unter dem Insider-Artikel 161 subsumiert hätte, da Strafbestimmungen oft nicht strikt wörtlich, sondern «nach ihrem Sinn und damit sehr oft ausdehnend» ausgelegt würden: «Unabhängig von der Strafbarkeit war das Verhalten von H. indessen pflicht- und sittenwidrig. Belegt wird dies nachträglich durch den Umstand, dass der Bundesrat unlängst einen Verhaltenscodex für das Personal des Bundes erlassen hat, in welchem Interessenkonflikte, wie sie



«Krokodilhaft lauэрnde Kanzlerin.»

bei H. bestanden, verboten werden.» Noch immer gibt es in der Schweiz zahlreiche Leute, die, zum Teil wider besseres Wissen, der Auffassung sind, der ehemalige Nationalbankpräsident habe keine relevanten Fehler gemacht, sondern sei lediglich Opfer einer Politikkampagne geworden. Wer das Gutachten des Strafrechtsprofessors liest, muss sich wundern, dass die Schweizer Strafverfolger bei Blocher und Co. vor Hausdurchsuchungen nicht zurückschreckten, während bei Hildebrand nicht einmal der Versuch unternommen wurde, den Fall strafrechtlich abzuklären.

Ich gebe es an dieser Stelle zu: Ich bin ein persönlicher Fan von Peer Steinbrück. Ja, das ist der Mann, der mich schon als «nicht ganz dicht» bezeichnete und den Indianern in der Schweiz mit der Kavallerie zu Leibe rücken wollte, wobei in dem von Steinbrück gewählten historischen Beispiel (General Custer) am Ende die Indianer gewannen und die Kavalleristen untergingen. Ich finde Steinbrück gut. Keine Ironie, kein Zynismus. Ich halte den deutschen Spitzensozialdemokraten für eine einzigartige Mischung aus Intelligenz, Humor, Empfindlichkeit, Arroganz und gesundem Menschenverstand. Abende mit Steinbrück gehören zum Lustigsten, was man mit einem Politiker erleben kann. Wer es einmal geschafft hat, das Minenfeld an präventiver Herablassung zu überwinden, das Steinbrück um sich herum zur Abschreckung verbreitet, und wer sich dann seinen Respekt wenigstens für die Dauer eines Abendessens erworben hat, erlebt eine grundsympathische Person, die ihren Standpunkt mit Ehrlichkeit und Verbindlichkeit vertritt. Die es aber auch aushält, wenn es andere anders sehen.

Unschlagbar war Steinbrück als Finanzminister im Doppel mit Kanzlerin Merkel während der grossen Koalition inmitten der Finanzkrise. Der Norddeutsche stand wie ein Granitblock in der Brandung, immer leicht genervt wirkend, den um ihn herum abstürzenden Landesbanken (deren Aufsichtsräte er von innen kannte) die Leviten lesend, mit zusammengepressten Lippen an der Seite der Regierungschefin, die der Öffentlichkeit damals richtigerweise verkündete, Deutschland werde keine suizidalen Wirtschaftsankurbelungsprogramme nach amerikanischem Muster auflegen, sondern sich irgendwo zwischen Sparsamkeit und Kurzarbeit auf einem Mittelweg vorantasten. Merkel und Steinbrück: In diesem Duo wirkte die so unnahbare, unergründliche Kanzlerin wie eine Wärmelampe neben der nordisch-kühlen Verkörperung unbestechlicher Prinzipien, die Steinbrück für sich in Anspruch nahm.

Seine einstige Chef, die er persönlich schätzt, qualifiziert Steinbrück heute mit einem Zitat seines früheren Regierungskollegen Peter Struck, einst Wehrminister der Bundesrepublik («Unsere Sicherheit wird auch am Hindukusch verteidigt»). Struck deutete Merkel so, dass die Kanzlerin Politik wie eine hervorragende Pilotin betreibe, sie beherrsche alle Knöpfe und Griffe perfekt, nur wisse man bei ihr beim Einsteigen nie, wohin die Reise gehe. Der Einwand ist richtig, aber gerade Steinbrück, der Nicht-Ideologe, weiss, dass Merckels von links oft kritisierte Verzicht auf «Visionen» und Würfe in der heutigen Situation ihre grosse Stärke ist.

Solange die EU wankt und keine Klarheit herrscht, ist eine Politik des situativen Durchwurstelns weniger riskant und vernünftiger als eine Politik der grossen Worte. Interessanterweise ist Merkel unter den bedeutenden Regierungschefs der Gegenwart die Einzige, die ihre Beliebtheitswerte steigern konnte. Dies auch deshalb, weil sie nicht über falsche Versprechungen stolperte wie vor ihr Sarkozy oder zum Teil auch Berlusconi, der am Ende allerdings nicht von den Italienern, sondern undemokratisch von der EU abgesetzt wurde.

Sollte der sympathische, in der Schweiz verzerrt gesehene Steinbrück deutscher Kanzlerkandidat werden, glaube ich nicht, dass er Merkel vom Thron stossen könnte. Bei allen Stärken unterscheidet ihn am Ende wohl auch ein zu reizbares Temperament von der krokodilhaft ungerührten, stets lauэрnden Merkel mit ihrem sechsten Sinn für das in der jeweiligen Situation Erreichbare. Man legt ihr das als Opportunismus aus, was stimmt, aber Merkel ist eben auch eine hervorragende Opportunistin, weil ihr Opportunismus nicht windig, sondern wie ein Ausdruck höherer Vernunft erscheint. Der bekennende Nicht-Opportunist Steinbrück wäre der ideale Vizekanzler in einer neuen grossen Koalition.



Umsetzer: Bundesanwalt Lauber. Seite 28



Parallelwelt: Party in Zürich. Seite 46



Entsorgung auf Raten: Mörgeli. Seite 20



Kämpferin: Physikerin Aegerter. Seite 40

## Kommentare & Analysen

### 5 Editorial

11 Kommentar Der totale Steuerstaat

11 Im Auge Sergio Marchionne, Pullover-Mann

12 Kommentar Die Grenzen der Gleichstellung

13 Personenkontrolle Fehr, de Weck, Leuthard, Müller, Roschacher, Ramos, Meier-Schatz, Wohlwend, Landmann

13 Nachruf Peter Malama, FDP-Nationalrat

14 Die Deutschen Liberal-sensibel

14 Wirtschaft Wer nicht spart, geht unter

15 Ausland Wahlversprechen auf Zeit

16 Mörgeli Veraltete Exponate und Ungeziefer

16 Bodenmann Deutschland – Schweiz 801:29

17 Medien Opfer bekannt, Täter unbekannt

17 Kostenkontrolle 50 000 Franken für Medienkompetenz

18 Leserbriefe/ Darf man das?

## Hintergrund

### 20 «Aus politischen Gründen»

Christoph Mörgelis Entlassung durch die Universität Zürich war von langer Hand geplant – die Chronologie

### 24 Abweichler raus!

Das Ausgrenzen von politischen Aussenseitern hat an Schweizer Universitäten Tradition

### 26 «Den Schlüssel abgeben»

Wie die Uni Zürich mit Kritik umgeht – Erfahrungsbericht

### 28 Missionar des Augenmasses

Das schwere Erbe des neuen Bundesanwalts Michael Lauber

### 31 Essay Minder liegt falsch

### 32 Biel der Analphabeten

SVP-Sitzgewinne: In Biel warf die traditionell links stehende Wählerschaft das Ruder herum

### 34 Der kleine Unterschied

Krankenversicherungen müssen laut Gerichtsurteil Geschlechtsumwandlungen bezahlen

### 36 «Die coolste Hölle auf Erden»

EU-Beamte gelten als schlimme Bürokraten, abgehobene, weltfremde Funktionäre. Alles falsch!

### 38 Zwischen Bestechung und Anreiz

Glencore bietet Xstrata-Chef Mick Davis den Chefposten und 50 Millionen Pfund in bar

### 40 Ein Leben für die Atomkraft

Die Überzeugung der Wissenschaftlerin Irene Aegerter

### 42 Gesucht: Herz

Wegen Mangels an Organspenden sterben in der Schweiz Jahr für Jahr etwa hundert Menschen

### 45 Betty Ford Serie über Amerikas First Ladies (4)

### 46 Das Handy steckt im BH

Glamour für eine Nacht: eine 18-Jährige über das Partyleben in den Zürcher Klubs



windsor.

HOLY FASHION GROUP



«Zum Flirten bin ich zu alt»: Autor Hellmuth Karasek. Seite 48

## Interview

### 48 «Ich mache jeden Mist noch mit»

Die schönste Schweizerin? Das beste Buch? Die grössten Fehler der 68er?  
Der deutsche Literaturkritiker Hellmuth Karasek, 78, weiss auf alles eine Antwort

## Stil & Kultur

52 Stil & Kultur David Bowie, Musiker

54 Bestseller

### 54 Ungiftige Satire

Fritz J. Raddatz karikiert in seinem neuen Buch bekannte Schriftsteller

55 Jazz Florian Weber

56 Klassik Das Lucerne Festival Orchestra unter Claudio Abbado begeistert weltweit

57 Essay Humorlosigkeit – nicht nur bei Muslimen

58 Top 10

58 Kino «Was bleibt»

59 Fernseh-Kritik «Die Schweiz bauen»

60 Namen Von Andreas Homoki bis Ursula Schächli

61 MvH Mein Haar

61 Gesellschaft Ewiger Zoff

62 Die Besten Goldener Herbstanfang

63 Thiel In der Koranschule

63 Wein Brunello di Montalcino 2007

65 Auto Peugeot 4008 1.8 HDi

66 Hochzeit Fernando Cuccaro und Emma Maillard

## Autoren in dieser Ausgabe

### Robert Menasse



Die Publikationen des vielfach preisgekrönten Autors lösen immer wieder heftige Debatten aus. In seinem neuen Buch lobt der 58-jährige Österreicher den EU-Apparat in Brüssel, der keineswegs aus weltfremden Bürokraten bestehe. Einen Vorabdruck daraus lesen Sie auf Seite 36

### R. James Breiding



Der schweizerisch-amerikanische Doppelbürger, geboren 1958 in Cincinnati, ist diplomierter Wirtschaftsprüfer. In seinem Beitrag beleuchtet er die Hintergründe der feindlichen Übernahme von Xstrata durch den Schweizer Rohstoff-Giganten Glencore. Seite 36

# Abonnenten profitieren.



Wöchentlich ausgewählte Angebote aus den Bereichen Unterhaltung, Kultur und Reisen.  
[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)

**DIE WELTWOCH**



Hier wird mit  
Erdgas und Biogas  
geheizt und gleichzeitig  
Strom erzeugt.

**KRAFTWERK MEIER**

Vereinbaren Sie eine Beratung: 0800 082 082

Fragen  
Sie nach  
Biogas

Betreiben Sie Ihr eigenes Kraftwerk. Mit einer Stromerzeugenden Heizung können Sie nicht nur Ihr Haus heizen, sondern gleichzeitig auch Strom für Ihren Eigenbedarf erzeugen. So wird die eingesetzte Primärenergie viel effizienter verwertet als bei anderen Heizungen und Kraftwerken. Wer zusätzlich Biogas verwendet, setzt auf eine erneuerbare Energie. [www.erdgas.ch](http://www.erdgas.ch)

**erdgas**   
Die freundliche Energie.

Bis Paul Eggimanns Hosen die hohen Erwartungen der «Bösen» restlos erfüllen, will er nicht ruhen.



## Sollte Ihre Bank nicht ebenso auf *Qualität* achten wie Paul Eggimann?

Wenn sich die «Bösen» gegenseitig ins Sägemehl werfen, um ihren König zu küren, dann höchstwahrscheinlich in Schwinghosen von Paul Eggimann.

Seit der Sattlermeister aus Grünen von seinem Vater in die Geheimnisse der Schwinghosen-Produktion eingeweiht wurde, fertigte er schon unzählige Exemplare für Schwinger aus der ganzen Schweiz.

In Handarbeit, versteht sich.

Denn bis die Hosen den urgewaltigen Schwingerkräften standhalten, muss viel Zeit und Können investiert werden: Jede Dreifachnaht, jeder Schnitt und jeder Schlag mit dem Hammer muss perfekt sitzen.

Wir denken, Sie sollten ein solch hohes Bewusstsein für Qualität auch von Ihrer Bank erwarten können.

Deshalb arbeiten wir unermüdlich an der Weiterentwicklung unserer Produkte und Lösungen für Sie und Ihre finanziellen Ziele.

Und bis wir Sie davon überzeugen konnten, steht fest:



*Wir werden nicht ruhen*  **UBS**

[www.ubs.com/wirwerdennichtruhen](http://www.ubs.com/wirwerdennichtruhen)

## Der totale Steuerstaat

Von Urs Paul Engeler — Verglichen mit der Attacke der Finanzministerin auf die persönlichen Finanzdaten der Bürger, war die fatale Fichen-Zeit eine neckische Episode. Der Staat mutiert zum Feind des Menschen.



Wahr ist oft das exakte Gegenteil: Bundespräsidentin Widmer-Schlumpf.

Entweder kann sie nicht anders; dann hat sie psychologischen Beistand nötig. Oder dann tut sie's aus taktischen Gründen – dann ist sie politisch nicht haltbar. Auf jeden Fall stimmt das, was Bundespräsidentin und Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) erklärt, meistens nicht oder nicht ganz. In den brisanten Fällen ist oft das exakte Gegenteil wahr.

Wie auch immer: Bereits am 5. März hatte die Chefin des Eidgenössischen Finanzdepartements (EFD) dem Bundesrat ein Aussprachepapier «Stossrichtungen zur Revision des Steuerstrafrechts» zugeleitet. Als zentrale Ziele des Programms bezeichnet wurden erstens, den Steuervögten der Kantone «gleich lange Spiesse» wie den aggressiven ausländischen Steuerfahndern in die Hand zu geben, um zweitens den «Steueranspruch des Staates» konsequent durchzusetzen. Konkret schlug sie vor, die Grenze zwischen Steuerbetrug und Steuerhinterziehung weitgehend fallenzulassen und – was weit gravierender ist – das Bankgeheimnis auch im Inland aufzuheben. Wörtlich liest man im Antrag: «Aus der Sicht des EFD gefährdet das steuerliche Bankgeheimnis die Durchsetzung des Steueranspruchs von Bund und Kantonen.»

Um den «Steueranspruch» (ein Begriff aus dem Wörterbuch des Obrigkeitsstaats) zu er-

zwingen, verlangte Widmer-Schlumpf die «Aufhebung des steuerlichen Bankgeheimnisses im Veranlagungsverfahren, d.h. Befugnis der Schweizer Steuerbehörden, Informationen von den Banken einzuholen». Der freie Blick in die Konti und Depots soll den Steuerschnüfflern somit nicht nur bei einem Strafverfahren, sondern bereits im Veranlagungsverfahren erlaubt sein, oder einfacher: immer dann, wenn ein argwöhnischer Beamter die Finanzauszüge einer Bürgerin oder eines Bürgers einsehen möchte. Zudem sollen, wie zu den unseligen Fichen-Zeiten, auch alle anderen Behörden für die Steuerämter als Denunzianten und Zuträger handeln («Meldepflicht»).

### Wer nichts zu verstecken hat...

Als die *Weltwoche* im Frühjahr diese Jagdpläne publik machte, stritt die Bundespräsidentin via Staatsfernsehen und andere Medien alles ab: Es handle sich nur um einen «Vorschlag», das Papier sei zurückgezogen worden. Beides war nachweislich, wieder einmal, glatt gelogen. Schliesslich machte die Unfehlbare vom «Bernhof» ihren Generalsekretär für den öffentlich gewordenen Vorgang verantwortlich.

Nun hat die Feindin der Freiheit exakt dieses Programm dem Bundesrat wieder vorgelegt. Und das schwache Gremium nickte den

»» Fortsetzung auf Seite 12

## Der Krawattenbefreier



Sergio Marchionne, Pullover-Mann.

Gerade sass Sergio Marchionne, 60, in Rom fünf Stunden lang mit Regierungschef Mario Monti, 69, am Tisch. Monti rettet derzeit Italien, Marchionne rettet Fiat. Herausgekommen ist bei diesem Sorgengespräch nichts, aber der Manager hat sich mit Sicherheit komfortabler gefühlt als der Ministerpräsident.

Monti trug Krawatte und Veston, Marchionne seinen dunklen Pullover. Schwarz oder anthrazit oder marineblau, jedenfalls Pulloverwolle wie schon beim Papst und bei Obama im Weissen Haus. Nichts ist bequemer als ein Pullover, denn überall herrscht airconditioniertes Kühlschränkklima, ob im Auto, in den Büros, den Sitzungsräumen, zu Hause auch und im Winter sowieso, etwa in Toronto, wo Marchionne seine Jugend- und Studienzeit durchfror als Emigrant, der als Vierzehnjähriger aus Chieti in Süditalien nach Kanada gekommen war. Mit sechzehn fuhr er seinen ersten Fiat. Der Schnelldenker (in der Schule galt er als Wunderkind im Kopfrechnen) und Schnellfahrer (heute im Ferrari unterwegs, sozusagen Firmenfahrzeug, denn Ferrari gehört Fiat und landet immer wieder in unseren kantonalen Bussenfallen) findet einfach keine Zeit für das umständliche Knüpfen und Knöpfen des Krawattenknopfes – mit verheerenden Folgen.

Er hat Alusuisse, Lonza und die Surveillance saniert in der Schweiz und wohnt noch immer in Blonay am Genfersee. 2004 übernahm er Fiat am Abgrund, fusionierte den maroden Autobauer mit dem todkranken US-Giganten Chrysler, den er dank Regierungskrediten reanimierte. Angetrieben wird er von seiner eigenen Prophezeiung, dass weltweit nur sechs Autokonzerne die Krise überleben werden. Der Pullover-Mann ist das Gespenst der Gewerkschaften, deren Führer in Anzug und Krawatte bei ihm vorsprechen. In die Menschheitsgeschichte wird er eingehen als der Krawattenbefreier. Um den Preis, dass er nun die Schlipsindustrie Italiens zu Tode würgt. In der aktuellen Nummer der Modebeilage *Io Donna* kommen auch sehr viele Männer vor. Ein Einziger trägt noch Krawatte, ein Statist in einem Inserat: ein melancholischer Mandolinenspieler. Peter Hartmann

fundamentalen Eingriff in die Bürgerrechte ab: «Die Vereinheitlichung der Verfahren sieht vor, dass auch die kantonalen Steuerbehörden in Hinterziehungsverfahren Zugang zu Bankdaten erhalten.» Nächstes Jahr wird die EFD-Chefin die Vorlage im Detail präsentieren.

Nun stellen sich viele Arglose auf den Standpunkt, dass gar keine Angst zu haben brauche, wer nichts zu verstecken habe. (Das sagten übrigens auch die Polit-Schnüffler der Fichen-Polizei.) Diese Zuversicht ist naiv, denn die neue Attacke auf den verantwortlichen Bürger greift so tief in die Privatsphäre ein wie noch kein Erlass zuvor. Das ist keine Behauptung, sondern lässt sich am aktuellen Beispiel der Datenlieferung an die USA belegen.

### Alles wird ausspioniert

Zwar wiegelt, sich windend, Widmer-Schlumpf auch in diesem Skandal ab: Es würden «nur» Geschäftsunterlagen geliefert, und Betroffene erhielten die Möglichkeit, ihren Namen einschwärzen zu lassen. Die Realität ist auch hier anders. Ein Schreiben des Dienstes für Informationsaustausch in Steuersachen (SEI) in der Eidgenössischen Steuerverwaltung (ESTV) an die Banken beweist dies. Laut SEI-Richtlinien, die der *Weltwoche* vorliegen, müssen sämtliche Aktivitäten sämtlicher Bankmitarbeiter zwingend der US-Steuerbehörde IRS übermittelt werden, und zwar «interne Notizen und Berichte», «Konten und Geldanlagen bei weiteren Finanzinstituten», alle Informationen, «dass geplant oder zumindest darüber gesprochen wurde, die dort liegenden Vermögen auf das streitbetroffene Konto zu transferieren».

Die Banken haben, immer gemäss Weisungen der Finanzministerin, nicht nur Interna zwingend zu melden, sondern auch «die Personen und Banken, die Vermögen auf das betroffene Konto überwiesen haben». Das kann jeder Verwandte, Bekannte und jede Regional- oder Kantonalbank sein. Weiter ist das gesamte Umfeld offenzulegen: die Namen von Gesellschaften, externen Vermögensverwaltern und anderen Beteiligten, «(z.B. Treuhänder, Anwälte)», und sämtliche Personen, die in den Akten erscheinen, «(z.B. Familienangehörige)». Sogar private Aufzeichnungen der Berater über ihre Kunden, angefertigt etwa während eines Geschäftsessens, sind den USA auszuliefern, berichten die Banker.

Erhalten Eveline Widmer-Schlumpf und die vielen Schweizer Steuervögte ihre «gleich langen Spiesse» wie die Ausländer, ist das bald Realität. Sie dürfen das ganze familiäre Leben ausspionieren, alle Transaktionen, privaten und geschäftlichen Beziehungen. Der tradierte Bürgerstaat wird zum obrigkeitlichen Steuerstaat, zum Feind des freien Menschen.

Die SEI-Richtlinien im Wortlaut: [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)

## Kommentar

# Die Grenzen der Gleichstellung

*Von Alex Baur* — Jedes zweite in der Schweiz geborene Kind hat mindestens einen ausländischen Elternteil. Das hat der Nationalrat übersehen, als er das gemeinsame Sorgerecht beschloss.

Am 10. September verurteilte das Obergericht des Kantons Zürich den Tunesier Issam O. zu sechs Jahren Gefängnis, weil er seine beiden Söhne Elias, 8, und Jonas, 6, nach der Trennung von seiner Schweizer Frau nach Tunesien entführt und dort unter die Obhut seiner Eltern gestellt hatte. Mit der Entführung wollte er seine Noch-Gattin Janine Schoch zwingen, in seine Arme zurückzukehren; und als ihm dies nicht gelang, bestrafte er sie, indem er ihr die Kinder wegnahm. Mit einer vorzeitigen Entlassung aus dem Vollzug kann der uneinsichtige Tunesier nicht rechnen; vielmehr stellen ihm die Richter eine erneute Verurteilung in Aussicht, wenn er die Kinder nicht zu ihrer Mutter zurückkehren lässt.

### Mütter haben eine andere Bindung

Das Urteil hat Pilotcharakter. Bislang mussten Kindsentführer in der Schweiz höchstens mit bedingten Warnstrafen rechnen. Nun kann man sich fragen, was passiert wäre, wenn Issam O. eine Frau wäre – und Janine Schoch der Mann. Es ist schwer vorstellbar, dass eine Mutter, die ihre Kinder entführt, im Gefängnis landet, weder in der Schweiz noch anderswo. Und das ist auch richtig so. Das Beispiel zeigt auf drastische Weise, dass Männer und Frauen, aller Gleichstellung zum Trotz, eben nicht gleich sind. Die Mutter hat in aller Regel



Kein Einzelfall: Janine Schoch, Issam O.

eine ganz andere Bindung zu ihren Kindern, die sie in ihrem Bauch ausgetragen und an ihrer Brust genährt hat, als der Vater, der seinen Samen dazugab.

Glücklicherweise haben Janine Schoch und Issam O. nicht das gemeinsame Sorgerecht vereinbart. Sonst wäre der Tunesier kaum je im Gefängnis gelandet, jedenfalls nicht wegen Entführung. Dabei handelte es sich keineswegs um einen Einzelfall. Gemäss Bundesamt für Statistik ist mittlerweile bei jeder dritten Heirat in der Schweiz einer der beiden Ehepartner Ausländer, Tendenz steigend. 49 Prozent aller Neugeborenen hatten im Jahr 2010 mindestens einen ausländischen Elternteil. Unlösbare Konflikte bei einer Trennung oder Scheidung sind in solchen Fällen programmiert. Daran hat bei der Debatte des Nationalrats, der das gemeinsame Sorgerecht als Regelfall einführen will, offenbar niemand gedacht.

Wenn die Väter heute vermehrt in die Pflicht genommen werden, dann sollen sie auch mehr Rechte haben. Oder anders herum: Frauen können nicht immer nur fordern, sie müssen auch etwas geben. Die Versuchung ist nun gross, den Gleichmachern ihre eigenen Prinzipien um die Ohren zu schlagen. Doch es geht hier nicht um Prinzipien, sondern ums Zusammenleben und vor allem ums Wohl der Kinder. Schon heute wird bei 45 Prozent aller richterlichen Zuteilungen der elterlichen Gewalt (aussereheliche Geburten inbegriffen) das Sorgerecht im gegenseitigen Einvernehmen geteilt; in knapp 4 Prozent aller Fälle übernehmen die Väter die volle Verantwortung für den Nachwuchs, bei den restlichen 51 Prozent sind es die Mütter. Das geltende Gesetz lässt also vernünftige Lösungen ohne weiteres zu.

Können sich die Eltern aber nicht einigen, dann hilft auch das gemeinsame Sorgerecht nicht weiter. Im Gegenteil, die ungeklärte Situation kann schnell zu Dauerkonflikten führen, unter denen vor allem auch die Kinder leiden. Nicht jeder Vater, der seiner Tochter etwa den Besuch eines Schwimmkurses oder auch nur eine Impfung verbietet, hat damit das Kindeswohl im Auge; vielleicht will er damit bloss die Mutter ärgern. Wird das Sorgerecht geteilt, hat es jeder der beiden Partner in der Hand, dem anderen einen Ortswechsel zu verbieten – und sei es nur, um diesen zu erpressen. In solchen Fällen ist ein Ende mit Schrecken, und mag es noch so ungerecht erscheinen, für alle Beteiligten in der Regel besser zu verkraften als ein Schrecken ohne Ende.

## Personenkontrolle

### Fehr, de Weck, Leuthard, Müller, Roschacher, Ramos, Meier-Schatz, Giacobbo, Wohlwend, Landmann

Ein Paradebeispiel für einen politischen Kuhhandel lieferten in den letzten Wochen der SP-Nationalrat **Hans-Jürg Fehr** und SRG-Generaldirektor **Roger de Weck**. Fehr machte das Wohlwollen seiner Partei gegenüber der SRG davon abhängig, dass das Medienunternehmen mit der Gewerkschaft einen neuen Gesamtarbeitsvertrag (GAV) unterzeichne. «Unsere Unterstützung ist nicht gratis», sagte Fehr in der *Sonntagszeitung*. Zwei Wochen später setzte sich Fehr wieder mit aller Kraft für seine geliebte SRG ein. Er werde das Vorhaben **Doris Leuthards**, der SRG vorläufig die Online-Wer-



«Nicht gratis»: SP-Nationalrat Fehr.

bung zu verbieten, heftigst bekämpfen, sagte er. Die Erklärung für diesen unerwarteten Kampfeswillen folgte einige Tage darauf: Die SRG und deren Hausgewerkschaft SSM teilten mit, man habe sich auf die Rahmenbedingungen für einen neuen GAV geeinigt. (rb)

Das Resultat war keine Überraschung: Mit 114 zu 57 Stimmen lehnte der Nationalrat am Montag eine Initiative des Aargauer Grünen **Geri Müller** ab, die eine Parlamentarische Untersuchungskommission (PUK) zur Aufklärung der nach wie vor dunklen Affäre um den ehemaligen Bundesanwalt **Valentin Roschacher** und den von ihm engagierten Ex-Drogenbaron **Ramos** verlangt hatte. Überraschend hingegen war das Stimmenthalten von **Lucrezia Meier-Schatz**: Die St. Galler CVP-Politikerin trat für eine PUK ein, gegen die Mehrheit ihrer Partei. Damit nahm sie in Kauf, dass auch Dinge ans Licht gekommen wären, die ihr persönlich unangenehm hätten werden können. Als Präsidentin einer parlamentarischen Subkommission hatte sich Meier-Schatz im Fall Roschacher-Ramos wiederholt bereitwillig von der Bundesanwaltschaft narren lassen. Chapeau, Madame! (gut)

Wer ist der König von Winterthur? Satiriker **Viktor Giacobbo**? **Demir Zeynel** von der Royal



Zwei Abschiedsfeiern: Stadtpräsident Wohlwend.

Döner AG? Immobilienkrösus **Bruno Stefani**? Nein, es ist natürlich Stadtpräsident **Ernst Wohlwend** (SP), der nach zehn Jahren aus dem Amt scheidet. Wer daran zweifelt, kann sich auf [www.ernst-wohlwend.ch](http://www.ernst-wohlwend.ch) in den Rubriken «Was andere über mich sagen» («Er könnte auch Stadtpräsident von New York sein»), «Wir können uns keinen anderen vorstellen») oder «Medien» («Der Unangreifbare», «Der Grosse Vorsitzende») eines Besseren belehren lassen. Auch dem lokalen Tele Top fallen zu Wohlwend («eine gewisse Ähnlichkeit mit Einstein») nur Superlative ein. Und weil Könige nicht so einfach abtreten, leistet sich Wohlwend diese Woche gleich zwei Abschiedsfeiern: eine im Stadthaus (offen für alle) und eine geschlossene im Stadttheater (für 400 geladene Gäste). Gerüchte, wonach die Fetten die von Defiziten geplagte Stadtkasse mit einem sechsstelligen Betrag belasten, werden von offizieller Seite zurückgewiesen: «Die Kosten für die Stadt betragen weniger als 50 000 Franken.» (axb)

Die berühmteste Krawatte von Zürich ist mit Uhren geschmückt, und sie hängt am Hals von Rechtsanwalt **Valentin Landmann**, der vom Sihlpost-Räuber über Hells Angels bis Professor **Christoph Mörgeli** schon manchen Promi vertreten hat. Seit über zwei Jahrzehnten begleitet ihn dabei die famose Uhren-Krawatte. Wie Landmann auf Anfrage erklärte, besitze er fünf Exemplare mit demselben Motiv, das für ihn vor allem eines symbolisiere: Zeit ist Leben. Alle Versuche, ihm andere Muster aufzuschwatzen, seien gescheitert. Mit einer Ausnahme. Bei der Verteidigung eines (relativ harmlosen) Sittenstrolchs habe er eine Krawatte mit Schweinchen getragen. (axb)



Fünf Uhren-Krawatten: Anwalt Landmann.

## Nachruf



Basler Schwergewicht: Nationalrat Malama.

**Peter Malama (1960–2012)** — Er lasse sich nicht unterkriegen und werde weiterkämpfen, verkündete ein von der Krankheit gezeichneter Peter Malama am 11. September an der Basler Gewerbetagung vor 550 Gästen. Es war sein letzter öffentlicher Auftritt. Elf Tage später verstarb der FDP-Nationalrat an seinem schweren Krebsleiden – kurz vor seinem 52. Geburtstag. Als Nachfolger des heutigen LDP-Regierungsrats **Christoph Eymann** wurde der bis dahin in der Region kaum bekannte Malama 2001 Direktor des Gewerbeverbandes Basel-Stadt. Diesem sollte er mehr politisches Gewicht verleihen. Umgekehrt vertrat er die Interessen der Wirtschaft mit seiner Wahl 2005 in den Grossen Rat und zwei Jahre später in den Nationalrat.

Während er in Basel schnell zu den politischen Schwergewichten gehörte, war sein Einfluss in Bern weniger gross. Der Oberst im Generalstab setzte vor allem als Mitglied der Sicherheitspolitischen Kommission Akzente in der Militärpolitik. Im Herbst 2010 schlug ihn seine Kantonalpartei als Nachfolger von **Hans-Rudolf Merz** vor, doch innerhalb der FDP Schweiz fand er für seine Bundesratskandidatur keine Unterstützung. Dafür wurde er 2011 von der Basler Wählerschaft mit einem Glanzresultat als Nationalrat wiedergewählt. In der Region Basel engagierte er sich erfolgreich für die Anliegen des Gewerbes und klopfte der rot-grünen Basler Regierung immer wieder auf die Finger, etwa in seinen pointierten Reden am Neujahrsempfang des Gewerbeverbandes. Peter Malama hinterlässt eine Frau und drei Kinder.

Raphael Suter

# Liberal-sensibel

Von Henryk M. Broder — Unser Aussenminister, die Toleranz und die Logik.



Es scheint ganz einfach. Von Tunesien bis Indonesien tobt ein Mob, der sich in seinen religiösen Gefühlen verletzt fühlt, nachdem ausgerechnet ein arabischer Sender

einen in den USA hergestellten Videoclip über den Propheten Mohammed ausgestrahlt hat. Der Mob macht alles platt, was ihm die Quere kommt, bringt einen Botschafter und drei seiner Begleiter um und mag vor lauter Spass an der Freud gar nicht aufhören zu wüten. Alles natürlich ganz spontan, ohne Zusammenhang mit dem Jahrestag der Anschläge von 9/11.

Aber so einfach ist die Sache doch nicht. Guido Westerwelle, der deutsche Aussenminister, hat seine eigene Theorie von den Vorgängen in der arabisch-islamischen Welt, die an das Gerede von der «kleinen radikalen Minderheit» erinnert, mit der die RAF in den siebziger Jahren kleingeredet wurde. Westerwelle sagt: «Wichtig ist, dass in der westlichen Welt verstanden wird, dass die Gewalttäter nicht repräsentativ für die grosse Mehrheit der Völker in der arabischen Welt sind. Und dass in der islamischen Welt verstanden wird, dass die grosse Mehrheit der Menschen im Westen ihre Religion nicht nur respektiert, sondern Beschimpfungen und Beleidigungen auch ablehnt.»

Ja, wenn die einen aufhören zu schimpfen und zu beleidigen, werden die anderen aufhören, Botschaften abzufackeln und Menschen umzubringen. Als Liberaler, sagt Westerwelle, sei er «bei Freiheitseinschränkungen besonders sensibel». Aber: «Dämliche Meinungen sind das eine, Beleidigungen und Verunglimpfungen etwas anderes.»

Westerwelle weiss zwar, wo die Grenze zwischen dem einen und dem anderen verläuft, dafür tut er sich schwer mit der Logik. Wenn «die Gewalttäter nicht repräsentativ für die grosse Mehrheit der Völker in der arabischen Welt sind», warum soll man dann auf deren Gefühle Rücksicht nehmen? Und er weiss, was sich gehört. Besucht er ein schwulenfeindliches Land wie Saudi-Arabien, lässt er seinen Lebensgefährten daheim: «Wir wollen den Gedanken der Toleranz in der Welt befördern. Aber wir wollen auch nicht das Gegenteil erreichen, indem wir uns unüberlegt verhalten.»

Es ist eine Freude, von einem so ausgewogenen Aussenminister vertreten zu werden.

# Wer nicht spart, geht unter

Von Kurt Schiltknecht — Dass Reiche reicher und Arme ärmer werden, ist keine beunruhigende Entwicklung. Beunruhigend ist, dass das Sparen weitherum als veraltete Tugend betrachtet wird.

In den letzten Jahren ist von Politikern und Medien immer wieder kritisiert worden, dass in den wohlhabenden Ländern die Reichen immer reicher und die Armen immer ärmer werden. In Deutschland sollen die reichsten zehn Prozent über 53 Prozent des Gesamtvermögens besitzen. Zehn Jahre zuvor waren es knapp 45 Prozent. In die andere Richtung ging es bei den weniger Wohlhabenden: Ihr Anteil schrumpfte in dieser Periode um einige Prozent.

Diese Entwicklung ist weder überraschend noch beunruhigend. Der Rückgang des Vermögens bei den unteren Einkommensschichten hängt vor allem damit zusammen, dass die staatlichen und privaten Sozialversicherungen kontinuierlich ausgebaut werden. An die Stelle des privaten Sparens ist das staatliche Zwangssparen getreten. Weil die staatliche und die private Altersvorsorge einen einigermaßen anständigen Lebensabend garantieren und die Sozialversicherungen (Krankenkassen, Arbeitslosen- und Invalidenversicherungen) vor den Folgen schwerwiegender und nicht prognostizierbarer Ereignisse im Leben schützen, haben das private Sparen und die Vermögensbildung für die unteren Einkommensklassen an Bedeutung verloren.

Wer das Konsumverhalten der Jungen beobachtet, wird feststellen, dass dem Konsum im Vergleich zum Sparen ein ungleich höherer Stellenwert zukommt. Das Vertrauen, dass die staatlichen Sozialwerke bei allen unerfreulichen Eventualitäten in die Bresche springen werden, ist trotz Schuldenkrise noch enorm. Sparen wird weiterhin als veraltete Tugend betrachtet.

## Neue Steuern sind Gift

Man kann sich fragen, ob es für die gesellschaftliche Entwicklung eines Landes von Vorteil ist, wenn wegen des dichter werdenden Sozialnetzes immer mehr Leute die private Risikoversicherung für überflüssig und die Vermögensbildung für unnötig erachten. Jene, die den Sozialstaat zu ihrer Maxime erheben, dürfen sich allerdings nicht wundern, wenn als Folge davon der Sparwille und damit der Anteil der unteren Einkommensschichten am Gesamtvermögen gegen null tendieren. Solange die oberen Einkommensschichten den Sparausfall kompensieren, ist dies volkswirtschaft-

lich kein Problem. Eine Volkswirtschaft, die nicht oder zu wenig spart, ist dem Untergang geweiht. Wirtschaftswachstum, Fortschritt und Wohlstand erfordern Sparen, denn nur so kann der Kapitalstock nachhaltig wachsen. Unter diesem Aspekt muss einem weiteren Ausbau der Sozialwerke kritisch gegenübergestellt werden. Besser wäre es, wenn der Staat Rahmenbedingungen schaffen würde, die alle, insbesondere die oberen Einkommensschichten, zu einem nachhaltigen Sparen motivieren würden. Erbschafts-, Reichtums- und zu progressive Einkommenssteuern sind allerdings Gift für Sparen und Kapitalbildung. Es ist aber auch unverantwortlich, wenn der Staat zu viele private Ersparnisse zur Finanzierung der öffentlichen Defizite und zur Förderung des staatlichen Konsums abzweigt. Wohin eine solche Politik führt, illustriert die jüngste Schuldenkrise eindrücklich.

Für die in gewissen Perioden überdurchschnittlich starke Zunahme der grössten Vermögen gibt es einleuchtende Gründe. Die Reichen besitzen im Allgemeinen Unternehmen, Aktien und Immobilien. Längerfristig nimmt der Wert dieser Anlagen wegen der damit verbundenen Risiken überdurchschnittlich zu. Ein langfristig divergierendes Wachstum der Vermögen von Reichen



und Ärmeren ist deshalb vorprogrammiert. Wegen der Risiken in den Finanz- und Immobilienmärkten werden nicht alle Reichen von diesem Trend profitieren. Einige werden ärmer, und einige Arme werden reich. Kurzfristig kann sich wegen der grossen Preisfluktuationen auf den Aktien- und Immobilienmärkten die Vermögensverteilung deutlich ändern. Bei einem Börsenboom nimmt der Vermögensanteil der Reichsten überdurchschnittlich zu, und entsprechend geht der Anteil bei einem Börsencrash dafür zurück.

Die starke Konzentration des Vermögens in den Händen weniger hat ihre Schattenseiten. Reichtum bedeutet in der einen oder anderen Form auch Macht. Es ist deshalb die Aufgabe des Gesetzgebers, dafür zu sorgen, dass diese Macht nicht missbraucht wird. Dies geschieht am besten dadurch, dass der Staat die Marktwirtschaft hochhält und für möglichst viel Wettbewerb sorgt. Leider kommt die Politik dieser Aufgabe, wie das Beispiel der Bankenkrise zeigt, viel zu wenig nach.

# Wahlversprechen auf Zeit

Von Hansrudolf Kamer — Viele politische Ankündigungen werden nach der Wahl kompostiert. Das enttäuscht die Wähler – und zwingt die Demokratie zu eigentümlichen Verrenkungen.



Man lügt nie mehr als vor den Wahlen.» Diese mutige Erkenntnis wird dem französischen Premierminister Georges Clemenceau (1841–1929) zugeschrieben. Der «Tiger» war populär, steuerte Frank-

reichs Geschicke durch die Endphase des Ersten Weltkriegs und die Verhandlungen in Versailles. Er hatte die Schwächen nicht nur der französischen Politiker durchschaut.

Heute versucht in Frankreich der Wahlsieger François Hollande, so gut es im Informationszeitalter eben geht, viele seiner Wahlversprechen in den Orkus der Vergessenheit zu stossen. Während Spanien und Italien mit hohem Geräuschpegel Strukturreformen in Angriff nehmen, schreckt der sozialistische Präsident davor zurück. Es ist, offensichtlich, noch zu früh für die ungeschminkte Wahrheit.

In Britannien haben soeben die Liberaldemokraten, die zusammen mit den Konservativen in der Regierung sitzen, in schlechter Stimmung ihren Parteitag in Brighton hinter sich gebracht. Die Umfragewerte sind in den Keller gefallen. Grund: eine durch ständige Kompromisse bewirkte Profilneurose. Nick Clegg, der Parteichef, bat vor kurzem die Wähler für das gebrochene Wahlversprechen über Studiengebühren um Entschuldigung.

In Deutschland erinnert sich die SPD daran, dass sie als Juniorpartnerin einer grossen Koalition nicht prosperiert, sondern der Kanzlerin Merkel den Weg zur Macht bereitet hat. Merkel kann zurzeit nichts falsch machen. Sie dominiert, in der Spiegelung der Medien, die deutsche Politik. Sie kann dies tun, weil sie mit Wahlversprechen «pragmatisch» umging.

Diese Merkel ist für die SPD ein Problem. Eine neue grosse Koalition ist out. «Wir spielen auf Sieg, nicht auf Platz», ruft Frank-Walter Steinmeier aus. Und der andere Sozialdemokrat, der Merkel beerben will, erklärte noch klarer: «Peer Steinbrück wird nie wieder in einem Kabinett von Frau Merkel zu finden sein.» Wer von sich selber in der dritten Person spricht, muss es ernst meinen.

Die Wahlfreiheit der Bürger in parlamentarisch regierten Staaten wächst. Es gibt immer mehr Parteien, unter denen sie auswählen können. Darauf, was dann geschieht, haben sie

allerdings immer weniger Einfluss. Die Enttäuschung über gebrochene Wahlversprechen ruft Protestparteien auf den Plan, die dann relativ starken Zuspruch erhalten.

Die Halbwertszeit politischer Aussagen ist kurz geworden. Denn es ist durchaus möglich, dass die SPD in Deutschland und die Liberaldemokraten im Vereinigten Königreich trotz vehementen Beteuerungen des Gegenteils dazu gezwungen sein werden, erneut Regierungsbündnisse einzugehen. Die SPD mit der CDU/CSU, die Liberaldemokraten mit den Tories oder auch mit Labour.

## Hang zum Populismus

Der Grund ist die Aufsplitterung der Parteienlandschaft. In Deutschland ist es die Piratenpartei, die nach der Integration der SED-Nachfolgerin, der Linken, ins System nun die Mehrheitssuche weiter komplizieren könnte. In Britannien wächst die UK Independence Party von Umfrage zu Umfrage und hat die Liberaldemokraten überholt. Premierminister Cameron bezeichnete sie einst als «a bunch of fruitcakes, loonies and closet racists», als einen Haufen Spinner, Verrückter und heimlicher Rassisten. Ihrer Popularität tat das keinen Abbruch.

Auch in Frankreich spriessen die Parteien, das Präsidialsystem hält aber die Auswüchse in

Grenzen. Wer immer gewählt wird, der Staat wird stärker. Um wieder Clemenceau zu zitieren: «La France est un pays extrêmement fertile: on y plante des fonctionnaires et il y pousse des impôts.» Man pflanzt Staatsbeamte, und es wachsen Steuern.

Ob in der Fünften Republik die rechte oder die linke Präsidentenpartei am Ruder ist oder eine Cohabitation oder eine lockere Koalition, spielt keine grosse Rolle. Wer Änderungen will, wählt den Front national oder eine der linken Splitterparteien.

Nach den letzten Umfragen in Deutschland erreicht nur eine Koalition aus CDU/CSU und SPD mehr als 50 Prozent der Stimmen. Der Trend zur Zersplitterung verstärkt sich selber. Je diffuser und je unglaubwürdiger die Politik öffentlich abgehandelt wird, desto stärker wird der Hang zum Populismus.

Mit Koalitionen lässt sich oft ganz gut regieren. CDU und SPD liegen politisch nahe beieinander – Merkel kurvt seit Jahren nach links und lässt die Konservativen in der eigenen Partei im Regen stehen. Die britischen Liberaldemokraten hatten sich einst als links-grüne Alternative zu Labour präsentiert, um dann, ohne mit der Wimper zu zucken, das Bündnis mit den Tories einzugehen.

Pragmatik in Ehren, doch bevor es ans Regieren geht, müssen Wahlen gewonnen werden. Mobilisieren lässt sich mit Konsens und Kompromiss nur schlecht. Wer geht schon an die Urne, wenn das Ergebnis feststeht? Nur Ungewissheit und die scharfe politische Auseinandersetzung motivieren Wähler zur Stimmabgabe. Polarisierung ist das Lebenselixier der Parteien. Womit wir wieder bei Clemenceau wären: Es wird nie so viel gelogen wie vor den Wahlen!



Aussagen mit kurzer Halbwertszeit: Merkel (l.), Steinbrück.

## Veraltete Exponate und Ungeziefer

Von Christoph Mörgeli

Nach Abfeuern zahlreicher Rauchpetarden klart es wieder auf. Im Fussballstadion wurde ein Stürmer hinterhältig gefoult. Er stürzte auf den Rasen. Und jaulte auf. Der Schiedsrichter fand das Jaulen inakzeptabel und stellte den Gefoulten vom Platz. Die Fernseh wiederholung in Zeitlupe zeigte, dass sich auch der Schiedsrichter am Foul beteiligt hatte.

Vom Fussball zur Wissenschaft. Wilhelm von Humboldt bezeichnete 1810 die Gelehrten als «die unbändigste und am schwersten zu befriedigende Menschenklasse – mit ihren ewig sich durchkreuzenden Interessen, ihrer Eifersucht, ihrem Neid, ihrer Lust, zu regieren, ihren einseitigen Ansichten».

Andreas Fischer, Rektor der Universität Zürich, nannte der NZZ am Sonntag als Mitgrund für meine Entlassung als Konservator des Zürcher Medizinhistorischen Museums: «Als ungenügend wird seine Leistung für Museum und Sammlung beurteilt. Die Exponate sind teilweise veraltet.» Bitte wie? Nach dieser rektoralen Logik müsste man dem Konservator des Archäologischen Museums erst recht kündigen. Seine Exponate stammen aus der Zeit der Griechen und Römer und sind noch «veralteter». Auch der Konservator des Paläontologischen Museums wäre seinen Job los. Denn seine Überreste von Dinosauriern sind noch viel «veralteter». Es gehört nun mal zum Wesen eines Museums, dass es «veraltete» Objekte präsentiert. Wer das Neuste will, geht nicht ins Museum, sondern in ein Shopping-Center.

Eine Gutachtergruppe befand über die von mir betreute Sammlung: «Die in einem Keller-raum gelagerten menschlichen Knochen sind teilweise dem Staub und Ungeziefer direkt ausgesetzt.» Dummerweise gehörte dieser Kellerraum nicht in meinen Verantwortungsbereich, sondern war Teil des Anatomischen Instituts. Das Wort «wissenschaftlich» kam im Bericht unzählige Male vor. Ist die Bezeichnung «Ungeziefer» etwa wissenschaftlich? Meint man Milben, Bakterien, Schimmelpilze oder Schlupfwespen? Der Nazi-Jargon diffamierte missliebige Menschen unentwegt als «Ungeziefer». In der DDR wurden 1952 im Rahmen der «Aktion Ungeziefer» etwa 12 000 politisch unzuverlässige Bürger zwangsweise umgesiedelt. Gerade die drei Experten aus dem deutschsprachigen Ausland hätten selbst im Zusammenhang mit Mörgeli nicht allzu leichtfertig mit dem Begriff «Ungeziefer» hantieren sollen.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

## Deutschland – Schweiz 801:29

Von Peter Bodenmann — 1992 kämpften Verena Diener und Christoph Blocher gegen den EWR. Wegen ökologischer Bedenken.



Mehr Kilowattstunden: Fotovoltaik-Anlage.

Ein Blick in jeden Sonnenatlas genügt, um festzustellen: In der Schweiz scheint die Sonne länger und intensiver als in Deutschland. Pro installiertes Kilowatt kann der Besitzer einer Fotovoltaik-Anlage viel mehr Kilowattstunden ernten als in Deutschland. Dazu kommen noch die tieferen Zinskosten.

Die Schweizerische Energie-Stiftung hat nachgerechnet. Deutschland produziert pro Kopf und Jahr bereits 801 Kilowattstunden Wind- und Sonnenstrom. Die Schweiz nur lächerliche 29 Kilowattstunden.

Fehlender Strom wird in Europa immer fossil hergestellt. Umgerechnet in Öläquivalente, bedeutet der Beitrag der Wind- und Sonnenenergie pro Einwohner in Deutschland 160 Liter weniger Ölverbrauch pro Jahr. Gegenüber 5,8 Litern weniger Ölverbrauch in der Schweiz.

Noch wollen es die Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten nicht wahrhaben: Die Bilanz nach fünfzehn Jahren Moritz Leuenberger spottet jeder Beschreibung. Noch wollen es die Grünen nicht wahrhaben: Ihr Nein zum EWR aus ökologischen Gründen war die grösste politische Dummheit der letzten 25 Jahre. Noch wollen die Grünliberalen die Atomkraftwerke bis auf weiteres nicht abschalten.

Wer will, kann heute komplette Solaranlagen aus Deutschland zum Preis von 1300 Franken pro Kilowatt Leistung importieren und selber installieren. In Grossbritannien hat Ikea

mit dem Verkauf solcher Do-it-yourself-Sets für etwas begabtere Hobby-Handwerker bereits begonnen.

Die Schweiz subventionierte und subventioniert den Solarstrom so absurd hoch, dass seit längerem kein Geld im parastaatlichen Kässeli für kostendeckende Einspeisevergütung ist, um neugebaute Anlagen mitzufinanzieren.

Zurzeit wird mit Hilfe von Doris Leuthard der solare Pumpensumpf neu reguliert. Das erklärte Ziel lautet: weiterhin möglichst wenig Stromproduktion aus Sonnenenergie.

Die Schweiz wiederholt auf dem Gebiet der Solarenergie eins zu eins die Fehler der Landwirtschaftspolitik.

Dabei braucht es spätestens ab 2015 keinen Franken Subventionen mehr für die Fotovoltaik. Sondern nur das Recht für alle Eigentümer, selber produzierten Strom zu dem Preis in das Netz zurückzuspeisen, zu dem sie Strom aus dem Netz beziehen.

Der Präsident der FDP ist gelernter Gipser. Er kennt den Bau wie seinen Hosensack. Die spannende Frage ist: Wie lange dauert es, bis Müller nach dem Gripen auch dieses Thema anpackt?

Nichts würde Doris Leuthard und die sie unterstützenden Sozialdemokraten, Grünen und Grünliberalen mehr in die Defensive bringen als ein solcher Antritt aus der rechten Mitte.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Opfer bekannt, Täter unbekannt

Von Kurt W. Zimmermann — Die besten Freunde der Medien sind die anonymen Informanten. Sie treffen aus dem Hinterhalt.

Zuerst erzählen wir die Geschichte, wie die Kampagne gegen Christoph Mörgeli begann. Wir erzählen sie gerne, weil sie so treuherzig ist.

In der Beiz hocken ein paar Reporter des *Tages-Anzeigers* zusammen. Das Mittagessen kommt, und einer hat eine Idee. Man sollte mal hinterfragen, ob dieser Mörgeli als Wissenschaftler überhaupt etwas taugt. «Gute Idee», sagt die Tafelrunde, und einer übernimmt den Job. Dann kommt der Kaffee.

So lautet die offizielle Version des *Tages-Anzeigers*. Man kann das glauben. Dann ist es so, wie sich der kleine Hansli den Journalismus vorstellt.

Auch wenn man es nicht glaubt, muss man der Redaktion des *Tages-Anzeigers* auf die Schulter klopfen. Sie lancierte eine der schönsten Treibjagden unserer Mediengeschichte. In nur zehn Ausgaben feuerte das Blatt 31 Artikel gegen Mörgeli ab – Blattschuss und Horrido.

Für solche Breitseiten braucht es im Journalismus eine entscheidende Initialzündung. Die Zündung ist der anonyme Informant. Der anonyme Informant ist der Motor des Enthüllungsjournalismus.

Informanten haben eines gemeinsam. Sie wollen jemandem schaden. Sie handeln oft aus Motiven wie Rivalität und Missgunst. Sie wollen eine Abrechnung. Sie wollen diese Abrechnung so sehr, dass sie sich bewusst strafbar machen und Amtsgeheimnisse verletzen.

In der Causa Mörgeli bekam der *Tages-Anzeiger* drei interne Berichte zugespielt. Die Informanten stammen aus dem Umfeld von Professor Flurin Condrau, Leiter des Medizinhistorischen Instituts der Universität Zürich und Mörgelis Chef.

Ich habe Condrau gefragt, ob er selber der Informant des *Tages-Anzeigers* war. Er wollte sich «in dieser Angelegenheit nicht äussern», bestätigte also nicht und dementierte auch nicht.

Wenn Condrau persönlich die Interna geliefert hat, wäre das eher verwunderlich. Zumeist werden zwischen der Originalquelle und den Journalisten spurenverwischende Mittelsmänner eingeschaltet.

Beim Abschuss von SVP-Nationalrat Bruno Zuppiger etwa war der Mittelsmann ein Anwalt aus dem Umkreis von Krebsliga und Pro Senectute. Er übergab dem Journalisten Urs Paul Engeler belastende Dokumente. Der Politiker hatte Gelder, die für die zwei Wohltätigkeitsorganisationen bestimmt waren, für sich selber abgezweigt. Beim Abschuss von Nationalbanker Philipp Hildebrand war der Mit-



Blattschuss: Artikel im *Tages-Anzeiger*.

telsmann ein Rechtsanwalt, der die verräterischen Kontoauszüge der Bank Sarasin an die *Weltwoche* lieferte.

Bei Hildebrand flog Mittelsmann Hermann Lei ausnahmsweise mit Namen auf. Im Geschäft mit der Indiskretion ist ansonsten die Anonymität zwingend. Redaktionen sichern darum ihren Informanten einen absoluten Quellenschutz zu. Sie tun dies auch dann, wenn niedrige Motive ihrer Zuträger offenkundig sind.

Der Quellenschutz ist besonders hilfreich bei Mobbing-Aktivitäten. Hier sprechen sich oft mehrere Gleichgesinnte ab, und einer von ihnen liefert dann das Material an die Medien. Auch diesmal war die Mechanik vergleichbar. Der *Tages-Anzeiger* bekam seine vertraulichen Berichte aus verschiedenen Quellen. Sie stammten aus der Anti-Mörgeli-Front unter den Medizinhistorikern. Man kann davon ausgehen, dass die Frontmitglieder ihre Aktivitäten zumindest teilweise koordinierten und sie verwischten.

Der Schutzschild der vernetzten Anonymität ist nahezu undurchdringlich. Wenn Staatsanwälte delinquente Informanten ausfindig machen wollen, scheitern sie fast ausnahmslos. Auch diesmal hat die Universität Zürich eine Strafanzeige wegen Amtsgeheimnisverletzung gegen unbekannt eingereicht.

Die Untersuchung wird ergebnislos bleiben.

Mehr zum Fall Mörgeli: Seite 20

# 50 000 Franken für Medienkompetenz

Von Alex Reichmuth

Wofür ist das Bundesamt für Sozialversicherungen (BSV) zuständig? Für Sozialversicherungen, sollte man meinen. Doch weit gefehlt: Das Bundesamt für Sozialversicherungen ist auch für «die Themenfelder Familie, Kinder, Jugend und Alter, Generationenbeziehungen sowie für allgemeine sozialpolitische Fragen zuständig», wie es im Internetauftritt des Amtes heisst. Beispiel für dieses Engagement ist ein nationales Programm zur Förderung der sogenannten Medienkompetenz von Jugendlichen.



Vor zwei Jahren hat der Bundesrat dieses Programm «Jugend und Medien» ins Leben gerufen und das BSV mit der Umsetzung beauftragt. Ziel ist es unter anderem, die Aufklärung von Kindern und Jugendlichen durch Gleichaltrige zu stärken. Vorgesehen sind sechs Projekte, um in der Praxis zu testen, inwieweit diese sogenannte Peer Education funktioniert. Finanziert werden diese Projekte zwar von der privaten Jacobs Foundation, die sich der Jugendförderung verschrieben hat. Sie wendet eine halbe Million Franken dafür auf. Die Auswertung der Projekte wird jedoch vom Bund mit 50 000 Franken mitfinanziert.

Soeben hat das Bundesamt die öffentliche Ausschreibung für diese Auswertung publiziert. Das entsprechende Dokument ist strikt in gestellter Sozialarbeitersprache gehalten. Die «gezielte Förderung des Potenzials der Peer Group als eigenständige Sozialisationsinstanz im Hinblick auf die Aneignung von Medienkompetenzen von Kindern und Jugendlichen» sei ein Schwerpunkt des Programms «Jugend und Medien», heisst es darin. Die Evaluation der sechs Modellprojekte in diesem Bereich «soll begleitend stattfinden und sowohl summativen als auch formativen Charakter haben». Als Methode sei «strukturierte, nichtteilnehmende Beobachtung» vorgesehen.

Im Klartext geht es darum, zu schauen, wie Kinder anderen Kindern beibringen, was sie mit Smartphones, Facebook und Tablets anstellen können – beziehungsweise, ob dabei das herauskommt, was sich Erwachsene wünschen. Während wichtige Sozialversicherungen wie AHV und IV immer mehr in finanzielle Schieflage geraten, scheint es dem BSV wichtiger zu sein, Kinder und Jugendliche in ihrem Medienverhalten zu kontrollieren.

«Welche Seilschaften von da an im Hintergrund wirkten, kann man nur erahnen – Mörgelis Schicksal war besiegelt.» *Leon Martin*



«Mehr vom Rest der Welt»: Politiker und Medizinhistoriker Mörgeli.

**Mit geschwellter Brust**

Nr. 38 – «Sündenbock für alles»;  
Alex Reichmuth über den Fall Mörgeli

Es stünde der *Weltwoche* gut an, den Fall Mörgeli – auf den Genannten bezogen – kritischer zu beurteilen. Die Leistungen am Arbeitsplatz sind eher dürftig, ja beängstigend. Mörgeli reiht sich nahtlos ein in die Reihe gegenwärtiger und früherer Nationalräte und Nationalrätinnen jeglicher Couleur, die ihren Lebensunterhalt beim Staat (Bund, Kanton, Gemeinde) «verdienen» und sich in der Öffentlichkeit mit geschwellter Brust präsentieren.

*Marcel Bisch, Luzern*

Wenn man den Medien Glauben schenken darf, so ist der Leistungsnachweis von Herrn Condrau, was das Publizieren von Büchern und Broschüren – im Vergleich zu Herrn Mörgeli – betrifft, mit «dürftig» sehr milde umschrieben. Und weil das Fachpersonal für das korrekte Konservieren der verschiedenen Gegenstände infolge Streichung der finanziellen Mittel fehlt, wird ein Sündenbock gesucht. Armselig dabei sind die gesuchten Vorwürfe, welche nach zwanzig Jahren des Lobes völlig haltlos sind. Dass Herr Condrau sich in ein gemachtes Nest gesetzt hat, spricht für sich. Eine politische Abrechnung? Fast könnte man davon ausgehen. Ein Vorgesetzter, welcher die ausgesprochene Intelligenz und Popularität seines Mitar-

beiters nicht akzeptieren kann, sollte den Hut nehmen. Sein Verhalten gleicht einem Bierdeckel: sehr flach, sehr begrenzt und sehr saugfähig.

*Armin Grieder, Basel*

Christoph Mörgeli wurde von der Universität Zürich entlassen. Eine weitere Stufe im gegenwärtigen SVP-Bashing und/oder ein Messen mit ungleichen Ellen? Mit der Begründung «ungenügende Leistung» könnte nämlich ein beachtlicher Teil der Bundesbeamten entlassen werden – beispielsweise im Asyl- und Sozialwesen, in der Deza, im EDA et cetera. Käme noch der Tatbestand «Arbeitet gegen die Interessen unseres Landes» hinzu, hätten wir etwa 25 Prozent Bundesbeamte weniger, darunter zwei Bundesrätinnen, was unter dem Strich nur für die Inhaber der entsprechenden Pfründen nachteilig wäre. Mörgeli hätte seine Entlassung aber verhindern können: mit dem Austritt aus der SVP und mit dem gleichzeitigen Beitritt zur SP. Ferner hätte er über die SVP und unser Land herziehen müssen. Dann wäre die Entlassung wahrscheinlich postwendend widerrufen worden – vielleicht sogar bei gleichzeitiger Beförderung zum Ordinarius. Zudem hätte er gute Chancen bei der Wahl zum «Schweizer des Jahres». Für eine solche Vorgehensweise müsste Mörgeli allerdings ein Charakterlump sein, und das ist er nicht.

*Otto Weiersmüller, Uetikon*

Wenn man die Bilder von Mörgeli und den paar Skeletten in der Presse sieht, kombiniert mit dem Umstand, dass er keine Vorlesungen hielt, so muss man sich fragen, ob es dafür ein 80-Prozent-Pensum braucht. Dies legt den Verdacht nahe, dass Herr Mörgeli in einer vom Steuerzahler finanzierten Scheinerwerbstätigkeit steckte, um sich zu 100 Prozent auf die Aufklärung von Misständen anderer zu konzentrieren. Weiter ist es amüsant, zu beobachten, wie Mörgeli – sonst kein Feind des demagogischen Zweihänders – jetzt auf absolute Fairness und objektive Massstäbe pocht. In jeder Privatfirma wäre ein ähnliches Verhalten schon lange nicht mehr toleriert worden – ungenügende Leistung über Jahre mit Auftritten gegen die Interessen von Arbeit- und Geldgeber.

*Michael Weller, Riehen*

Jammern mit Mörgeli. Wenn er wirklich gut und von sich überzeugt wäre, hätte er schon lange selber gekündigt. Lieber versucht er, sich an seiner Stelle festzukrallen, obwohl er den Eindruck erweckt, dass es ihm klar ist, seine Arbeit nicht so gut wie möglich zu erledigen. Er fühlt sich wohl über die Realität der normalen Bürger weit erhaben, in der ich ihn willkommen heisse. Schön wäre es, wenn ich als Abonnent bei Bedarf auf einen vergleichbaren Einsatz der *Weltwoche* zu meinen Gunsten zählen dürfte. Bitte weniger Mörgeli und mehr vom Rest der Welt.

*Alfred Vetter, Dietikon*

Mörgelis Arbeit war jahrelang unumstritten. Niemals gab es, weder aus fachlicher noch sonstiger Sicht, Gründe, das Arbeitsverhältnis aufzulösen. All das änderte sich urplötzlich, als ein ominöser Professor namens Condrau (dessen bescheidener Lebenslauf wohl eher seine eigene fachliche Kompetenz in Frage stellt) Mörgelis Vorgesetzter wurde. Welche Seilschaften von da an im Hintergrund zwischen Aeppli, Fischer und Condrau wirkten, kann man nur erahnen – Mörgelis Schicksal war besiegelt.

*Leon Martin, Zug*

**Beschleunigte Gleichschaltung**

Nr. 38 – «Sehnsucht nach Harmonie»;  
Michael Miersch über die Deutschen

Gut geschrieben – und erschreckend. Erschreckend auch für uns Schweizer, denn hier sieht es nicht viel besser aus. Im Gegenteil: Die Talibanisierung und Gleichschaltung in Hinsicht auf das Gutmenschliche beschleunigt sich in unserem Land derart, dass wir unsere Nachbarn bald links überholen. Hoffentlich merken wir es noch rechtzeitig und geben uns einen Ruck – und danke der *Weltwoche* für das wöchentliche Vorhalten des Spiegels!

Der Artikel bestätigt meine traurigen Erfahrungen und Beobachtungen. Vor zehn Jahren dachte ich noch, dass dieser Konformismus ein deutsches Phänomen ist. Mittlerweile hat sich aber gezeigt, dass dies nicht der Fall ist, wie auch die *Weltwoche* mehrfach berichtete und sogar selbst erfahren musste. Auch in der Schweiz werden inzwischen Leute, die Missstände aufzeigen oder eine politisch unkorrekte Meinung äussern, von einem Mob aus Politikern und Medien an den Pranger gestellt. Ausserdem muss erwähnt werden, dass die Hauptursachen des Konformismus, nämlich die Hippie-Bewegung und die scheinheilige politische Korrektheit, aus den angeblich freien, «demokratischen» USA stammen.

Frank Lang, Muttenz

Der Artikel beschreibt die deutsche Berichterstattung und das Denken der Mehrheit unserer Bevölkerung sehr zutreffend. Von einigen geschichtlichen Eigenheiten mal abgesehen, müssen sich die Eidgenossen der Schweiz 2012 schon fragen, worin sie sich heute noch von Deutschland unterscheiden. Unsere Medienlandschaften sind glatt austauschbar, und Ihre Damen und Herren im Bundesrat wären wohl auch in Deutschland bei der Linken oder den Grünen willkommen.

Rudi Kaiser, München

Ich gratuliere Ihnen zu diesem Artikel! Ich habe noch nie einen Bericht gesehen, der die Sache derart auf den Punkt bringt. Was Sie da über Deutschland schreiben, kann eins zu eins auf die Schweiz übertragen werden. Was wir heute in der Schweiz und in Deutschland haben, ist der exakte Ausguss der Wohlstandsverwahr-

losten der 68er Generation. Heute haben wir, einfach ausgedrückt, eine Gutmenschen-Diktatur.

Peter Michel, Sisikon

#### Arbeitsplätze in Gefahr

Nr. 38 – «Blendwerk Energiebesteuerung»;  
Kolumne von Silvio Borner

Silvio Borners Wirtschaftsartikel sind immer ein Gewinn. In der Energiepolitik herrscht derzeit eine Fülle von Machbarkeitsglauben, gepaart mit Desinformation und reiner Ankündigungspolitik. Die Gefahr ist gross, dass eine (weitere) Energiesteuer oder Lenkungsabgabe die Konsumentinnen und Konsumenten noch zusätzlich belastet und Arbeitsplätze vernichtet.

Reto Müller, Neuenhof

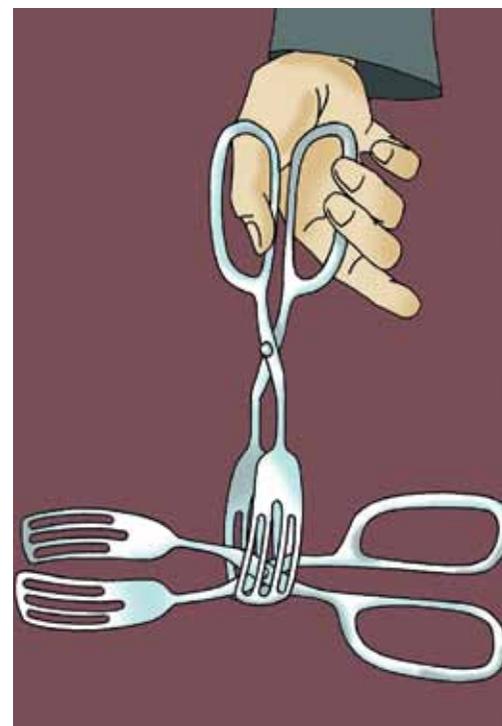
#### Weltwoche allgemein

Ich weiss nicht, was los ist. Seit Jahren *Weltwoche*-Abonnent, beobachte ich die Verwandlung Ihres Blattes kritisch (Eigentümer, Format, Anspruch). Aber mit der Nummer 38 ist Ihnen ein absolutes Meisterwerk bezüglich Diversität, Anregung und Aktualität gelungen. Vom Editorial (nicht immer mein Favorit) über den Beitrag von Martin Schubarth («Judaslohn»), Silvio Borners Kommentar, Hansrudolf Kamers Sicht der arabischen Welt, Ernst Baltenspergers Porträt von Paul Krugman, Michael Mierschs Psychogramm der Deutschen, das Interview mit T.C. Boyle bis hin zur tagesaktuellen Schilderung des Falls Mörgeli (mit dem ich das Heu weiss Gott nicht auf der gleichen Bühne habe) ist mir so eine anregende und differenzierende Lektüre noch nicht oft in Form einer Heftausgabe in die Hände gekommen. Wenn das Ihr neuer Anspruch an Niveau und Unterhaltung ist, dann bitte weiter so.

Beat Schaffner, Allenwinden

#### Darf man das?

#### Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man ohne Greifzange ein Brötchen von Hand aus dem Brotkorb nehmen, weil die Greifzange sichtlich mit Fingerabdrücken bedeckt ist?

Reto Graziano

Das ist nicht empfehlenswert. Mit dieser klaren Verletzung der Buffet-Etikette rufen Sie unweigerlich die selbsternannten Brösmeli-Polizisten unter Ihren Buffet-Genossen auf den Plan. Besser: Weisen Sie das Personal auf die betatschte Zange hin, und bitten Sie um einen Ersatz. Noch besser: Schlagen Sie die Keimfreiheit in den Wind und dafür doppelt zu. Der Preis bleibt sich gleich, und bezahlen werden Sie sowieso.

Sacha Verna

  
**CRESTA PALACE**  
*Herbstzauber*

Grosser SPA-, Pool-, Beauty- und Therapie-Bereich sowie Kinderclub.  
Wandern, Golfen, Biken, Tennis uvm.  
Zimmer/Frühstück ab CHF 110.– pro Person

Ab 2 Nächten: freie Fahrt auf ÖV + Bergbahnen  
Sommersaison bis 14. Oktober 2012

★★★★

CRESTA PALACE . CH-7505 Celerina/St. Moritz  
T +41 (0)81 836 56 56 . www.crestapalace.ch  
Elisabeth und Hanspeter Herren

*das Bergjuwel*

#### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.  
Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,  
Förllibuckstrasse 70, Postfach,  
8021 Zürich.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förllibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

# «Aus politischen Gründen»

Die Entlassung von Christoph Mörgeli durch die Universität Zürich hatte politische Ursachen und war von langer Hand geplant. Recherchen und Dokumente zeigen: Sein Vorgesetzter drängte ihn systematisch ins Abseits. *Von Philipp Gut*



*Planmässig vollstreckter Rauswurf:* Medizinhistoriker und SVP-Nationalrat Mörgeli.

Die Universität Zürich und der *Tages-Anzeiger*, der die Affäre Mörgeli durch die Veröffentlichung vertraulicher Berichte ins Rollen gebracht hat, marschieren weiter im Gleichschritt. Mörgeli sei «nicht gemobbt» worden und sein Rauschmiss habe keinerlei politische Ursachen, betonte Uni-Rektor Andreas Fischer an der Pressekonferenz vom vergangenen Freitag, wo er Mörgelis Entlassung ankündigte. «Die SVP spielt keine Rolle», sagte Fischer.

Der Co-Chefredaktor des *Tages-Anzeigers*, Res Strehle, machte diese offizielle Version sich sofort echohaft und kritiklos zu eigen. «Wer die Entlassung Christoph Mörgelis als Konservator an der Universität Zürich als Ergebnis von Mobbing und einer politischen Schlammschlacht bezeichnet, sieht Gespenster», schrieb Strehle. Es sei weder «um Mörgelis politische Position noch um seine Arbeit als Politiker» gegangen.

Wirklich? Hatten die politischen Tätigkeiten und Aussagen des prominenten Nationalrats und SVP-Programmchefs mit der rasierklingscharfen Zunge und den pointierten Ansichten tatsächlich keinen Einfluss auf den Rauswurf? Fiel der Universität Zürich erst nach 27 Jahren auf, dass der von ihr ausgebildete, promovierte, habilitierte, mit einem festen Anstellungsverhältnis und einem Professorentitel belohnte Mörgeli den «wissenschaftlichen» Ansprüchen nicht genüge? Wurde Mörgeli deshalb entlassen, weil auf ein paar Knochen im Untergeschoss der medizinhistorischen Sammlung vielleicht einige Staubkörner lagen?

Die Fakten sehen anders aus – und die Universität und der mit ihr im Pingpong zusammenspielende *Tages-Anzeiger* wissen das. Dass der Fall sehr wohl eine politische Komponente hat, steht schwarz auf weiss im «Akademi-

schen Bericht 2011», aus dem der *Tages-Anzeiger* ausführlich zitierte. Nur blendete er die entscheidenden Stellen in der gesamten Berichterstattung konsequent aus. Die *Tagi*-Leser erfahren davon nichts.

Für jene, die die Affäre und die universitären Gepflogenheiten nicht in allen Verästelungen und Details präsent haben: Der «Akademische Bericht 2011» ist eines der Schlüsseldokumente des Falls. Verfasst hat ihn Professor Flurin Condrau, Mörgelis Vorgesetzter und Leiter des Medizinhistorischen Instituts. Akademische Berichte dienen normalerweise der allgemeinen Rechenschaft über die Tätigkeit von Seminaren und Instituten. Ihre Genehmigung ist Formsache.

Nicht so in diesem Fall. Condraus Bericht wurde von der Universitätsleitung bis am letzten Freitag zurückgehalten, weil er die «Persönlichkeitsrechte eines Mitarbeiters» tangie-

re – gemeint ist Christoph Mörgeli. Wer den Bericht aufmerksam liest, merkt schnell: Er ist keine nüchtern abgefasste Bilanz, sondern es brodeln und gärt in jeder Zeile. Streckenweise glaubt man so etwas wie eine Abrechnung oder ein Kampfschrift vor sich zu haben.

#### «Zusammenarbeit verweigert»

Während Verfasser Condrau sich und alle übrigen Mitarbeiter des Instituts unentwegt lobt («professionell», «wissenschaftlich», «international gültige Standards»), lässt er an Mörgeli kein gutes Haar. Positiv vermerkt wird einzig, das Museum sei «neu mit einem Wasserspender ausgestattet» worden.

Ansonsten schießt der Chef scharf gegen seinen Mitarbeiter. Das Hauptproblem sieht Condrau «in der Isolation von Institut und Museum». Isolation – durch wen und weshalb? «Die Zusammenarbeit wird uns von Kollegen vermutlich aus politischen Gründen verweigert», schreibt Condrau. Es ist die Stelle, die der *Tages-Anzeiger* seinen Lesern bis heute

---

### Streckenweise glaubt man eine Abrechnung oder eine Kampfschrift vor sich zu haben.

---

vorenthalten hat. Dabei ist die Aussage («aus politischen Gründen») einer der Schlüssel, um die rätselhaft anmutenden Vorgänge um die Entlassung Mörgelis zu verstehen.

Deutlich wird: Die Kollegen der andern Institute und Seminare – etwa Historiker wie Jakob Tanner oder Philipp Sarasin – schneiden und meiden das Medizinhistorische Institut und sein Museum, weil dessen Leiter Christoph Mörgeli heisst und der falschen Partei angehört. Es geht um «verweigte Zusammenarbeit», um Ausgrenzung und Marginalisierung. Hat da jemand «Mobbing» gesagt?

Liest man die Passage genau, zeigt sich: Betroffen von diesem Boykott sind in erster Linie Christoph Mörgeli, sein Museum und seine Sammlung; aber nicht nur sie: Condrau spricht ausdrücklich von «uns», also vom gesamten Institut, und er klagt, «die Reichweite unserer Veranstaltungen» sei «leider auch immer noch beschränkt» – «aus politischen Gründen».

#### Regie: Mörgeli muss weg

Wie sollte sich ein Vorgesetzter in einer solchen Situation verhalten? Würde man nicht erwarten, dass er sich schützend vor den Betroffenen stellt und die Ausgrenzung energisch unterbindet?

Fehlanzeige. Professor Condrau wählte ein anderes Vorgehen: Er reihte sich ein in den Umzug jener «Kollegen», die Mörgeli unter akademische Quarantäne setzen und «isolieren» wollten. Ursache und Wirkung werden verkehrt: Jemand wird ausgegrenzt, und dann wirft man ihm dies auch noch vor.

Die Begriffe «Isolation» und «isoliert» sind die heimliche Klammer von Condraus Akademischem Bericht. Sie kommen im ersten und im letzten Abschnitt vor und tauchen noch an weiteren Stellen auf. Erkennbar wird ein Drehbuch, das die Vorgänge um die Causa Mörgeli bestimmt.

Für den neuen Chef, der im Februar 2011 die Leitung des Medizinhistorischen Instituts übernommen hat, war klar: SVP-Aushängeschild Mörgeli schadet dem Institut. Das steht so in seinem Bericht, das ist der Kern seiner Analyse.

«Für unser kleines Fach ist das [die aus politischen Gründen verweigte Zusammenarbeit und die beschränkte Reichweite der Veranstaltungen, Anm. der Red.] besonders schädlich und im Alltag für die Mitarbeiter eine Belastung», schreibt Condrau. Die Folgerung, die er daraus zog, war für ihn ebenso klar: Mörgeli musste weg. Nur so konnte aus seiner Sicht die vielfach beklagte «Isolation» des Instituts aufgebrochen werden.

Lässt man die Ereignisse der letzten Jahre sowie die Aussagen der Beteiligten in den vergangenen Tagen der Entscheidung Revue passieren, zeigt sich eine Dramaturgie, die auf direktem Weg auf die Entfernung Mörgelis aus dem Institut hinausläuft. Es ist die Chronologie eines planmässig vollstreckten Rauswurfs – mit nachgerechter wissenschaftlicher Begründung.

**1. 2. 2011** — Im Februar 2011 trat Flurin Condrau seine Stelle als Chef und Nachfolger von Professor Beat Rüttimann am Medizinhistorischen Institut an. Unter Rüttimann hatte Mörgeli stets Bestnoten erhalten. Ein Evaluationsbericht, den drei ausländische Professoren im Jahr 2006 verfassten, hält fest, Mörgeli habe von allen Mitarbeitern mit Abstand am meisten wissenschaftlich publiziert – 21 Prozent der Veröffentlichungen des Instituts gingen auf sein Konto. Damit schrieb er mehr als doppelt so viel als der zweitfleissigste Institutsangehörige. Namentlich auch mit dem Museum zeigten sich Experten und Zuschauer zufrieden. In einer offiziellen Befragung gaben 99 Prozent der Besucher an, es habe ihnen gefallen.

Diese positive Beurteilung änderte sich mit einem Schlag, als Flurin Condrau die Leitung des Instituts übernahm. Ab sofort fielen sämtliche Beurteilungen negativ aus, und Mörgelis Einfluss und Entfaltungsspielräume wurden immer weiter eingeschränkt, wie folgende Beispiele zeigen.

**Juni 2011** — Nachdem er im Lauf seiner Karriere am Medizinhistorischen Institut 38 Ausstellungen realisiert hatte, durfte Mörgeli bei der Eröffnung einer Sonderausstellung im Juni 2011 erstmals nach Jahrzehnten nicht mehr selber auftreten und reden.

**Herbst 2011** — Der nächste Schritt der Zurückstufung Mörgelis betraf den Umgang mit den Medien. Der Museumsleiter und Ausstellungsmacher durfte nicht mehr mit der Presse reden, ohne zuvor seinen Chef informiert zu haben. Condrau legte Mörgeli einen medialen Maulkorb an.

Gleichzeitig wurde Mörgeli untersagt, Leihverträge für Objekte zu unterschreiben. Wenn etwa ein Schröpfungsglas aus seiner Sammlung an eine auswärtige Ausstellung gehen sollte, musste Mörgeli den Direktor um Erlaubnis bitten. Seine Selbstbestimmung am Arbeitsplatz wurde konsequent beschnitten, bürokratisch geregelt bis ins letzte Detail.

Als weitere Massnahme der Quarantänebildung wurde Mörgeli ein Sammelstopp auferlegt. Dem Kurator, dem das Museum und die Sammlung unterstanden, wurden die Hände gebunden. Eine Kernaufgabe seines Berufs konnte er somit nur noch eingeschränkt ausüben.

**23. 11. 2011** — Mörgeli wird zu einem Termin mit Condrau, dem Dekan der Medizinischen Fakultät, Klaus Grätz, und einer Mitarbeiterin des Personalamts geladen. Sein Vorgesetzter hat vorher nicht mit ihm darüber gesprochen – ein Muster, das sich wiederholen sollte. Condrau mied den direkten Kontakt mit Mörgeli. Oft verkehrten sie schriftlich miteinander.

Vor dem Dekan und der Vertreterin der Personalabteilung sagte Condrau, er könne nicht mit Mörgeli zusammenarbeiten und sehe keine gemeinsame Zukunft am Medizinhistorischen Institut. Von diesem Moment an stand Mörgeli gleichsam offiziell auf der Abschlusliste.

**Ende 2011** — Die Entsorgung auf Raten geht weiter. Mörgeli wird ein kleineres Büro angewiesen, was ihn offensichtlich nicht weiter stört. Er sei mit einem Lächeln auf den Lippen umgezogen, berichten Augenzeugen. Die Privatmöbel, mit denen er seinen alten Arbeitsraum ausgestattet hat, darf er mitnehmen.

**12. 1. 2012** — Der Institutsdirektor rügt Mörgeli wegen seiner politischen Aktivitäten. Christoph Blocher hatte sein Redemanuskript für die Albigüetlirede («Wertezerfall im Schweizerland») an Mörgeli gesandt, damit dieser nach eigener Aussage «ein paar Kommas korrigieren» konnte. Condrau fischt aus «Versehen», wie er schreibt, die ersten beiden Blätter des Manuskripts aus dem Drucker. Schriftlich ermahnt er Mörgeli: «Ich möchte Sie gerne bitten, solche Manuskripte nicht mehr im Institutsdrucker zu hinterlassen.»

**10. 2. 2012** — Erneut wird Mörgeli zu einer Aussprache vor dem Dekan geladen. Das Gespräch gilt offiziell als «ausserordentliche Mitarbeiterbeurteilung», doch davon weiss Mör-

geli nichts. Bis zu seiner Kündigung geht er davon aus, dass es sich um eine ordentliche Beurteilung handelt. Die Qualifikation lautet «ungenügend» – etwas anderes war bei dieser Übungsanlage nicht zu erwarten.

Das vergessene Blocher-Fax ist Thema. Es habe zu unangenehmen Diskussionen unter den Mitarbeitern geführt, rügt Condrau. Dass Blocher Ausstellungen des Instituts mit Hunderttausenden von Franken unterstützt hat, wird nicht erwähnt. Es werden Ziele vereinbart, deren Erreichung am 21. September 2012 anlässlich einer zweiten Mitarbeiterbeurteilung überprüft werden sollten. Doch dazu ist es nicht mehr gekommen.

Mörgeli wurde verpflichtet, umfangreiche Konzepte zur Qualitätssicherung zu erstellen. Er musste einen IT-Kurs und zusätzlich auch einen Kurs in Museologie besuchen. Dass er an der Universität Zürich 38 Ausstellungen kuratiert hatte und sein Chef Condrau in seiner ganzen Karriere keine einzige, war nicht von Belang. Es war, als ob man einem Vogel das Fliegen beibringen wollte.

**Februar 2012** — Wissenschaftliche Publikationen Mörgelis übersieht und ignoriert Condrau. Als Mörgeli seinem Chef im Beisein des Dekans das Buch «Mikroskop und Ohr» vorlegt, sagt ihm Condrau, er solle «lieber mit den Ethikern als mit den Klinikern» zusammenarbeiten – was auf fundamentale weltanschauliche Differenzen schliessen lässt. Mitautor des Buchs ist der weltbekannte Ohrchirurg Ugo Fisch. Das Werk ist ins Englische übertragen worden, eine spanische und eine chinesische Übersetzung folgen. Auch von Mörgelis Publikation über das Roche-Medikament Bactrim nimmt Condrau später keine Notiz. Offenbar missbilligt er die Kooperation mit Spitzenmedizinerinnen und pharmazeutischer Forschung.

**März 2012** — Auch in der Lehrtätigkeit wird Mörgeli eingeschränkt. Condrau untersagt ihm, ein Modul für Medizinstudenten anzubieten.

## Condrau verhindert aktiv, dass die Sammlung in Ordnung gebracht wird.

Die gemeinsamen Veranstaltungen, die er vor der Ära Condrau mit dem Institutsdirektor durchgeführt hatte, werden ersatzlos gestrichen. Überdies beendet Condrau die Zusammenarbeit mit mehreren Ärzten. Sie gelten dem Historiker auf dem Gebiet der Medizingeschichte als zu unwissenschaftlich (er nennt sie «semi-professionell»).

**Mai 2012** — Mörgeli lässt die Feuchtpräparate in seiner Sammlung durch einen Präparator betreuen. Dieser füllt jeweils die benötigten Flüssigkeiten nach. Condrau mischt sich ein

### TV-Auftritt

FC hält fest, dass es grundsätzlich nicht seine Aufgabe ist, die politische Arbeit von CM zu beurteilen. FC hält ferner fest, dass er normalerweise politische Beiträge von CM nicht zur Kenntnis nimmt, weil er CM als Mitarbeiter und nicht als Politiker zu beurteilen hat. Trotzdem möchte er kurz auf TV-Aussagen von CM bei Schawinski, 7. Mai 2012, eingehen. FC bemerkt dabei insbesondere

- Aussagen zur Berufungskommission NF Rüttimann oder zu Gründen für Thomas Schlichs Absage hält FC für ungünstig, weil klar instituts- und universitätsschädigend.
- Aussagen zu „zu viele Deutsche in der Schweiz“ hält FC für sehr ungünstig – FC schätzt seine deutschen, österreichischen, russischen, englischen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und musste diese im Anschluss an die TV Ausstrahlung beruhigen. Viele Angehörige des Instituts leiden unter solchen Aussagen.
- Die Institutsstrategie von FC besteht in einer sehr gezielten und bewussten Internationalisierung. Diese wird durch solche Aussagen am TV aktiv behindert; damit sind diese Aussagen aus der Sicht von FC eindeutig institutsschädigend.
- FC wiederholt, dass es ihm einzig um die Stärkung des Instituts geht. Politische Gespräche möchte FC nicht führen, aber dennoch festhalten, dass seine Strategie durch solche Aussagen direkt gefährdet wird und er solche Aussagen deshalb für institutsschädigend hält.

Ein weiteres Problem besteht in der Isolation von Institut und Museum. Die Zusammenarbeit wird uns von Kollegen vermutlich aus politischen Gründen verweigert und die Reichweite unserer Veranstaltungen ist leider auch immer noch beschränkt. Für unser kleines Fach ist das besonders schädlich und im Alltag für die Mitarbeiter eine Belastung. Wir hoffen, dass die Professionalisierung der Medi-

### Betreff: Blocher-Rede

Lieber Herr Mörgeli

Nach einem Druckauftrag nahm ich gestern abend irrtümlich auch den Anfang Ihres Redemanuskripts für Herrn Dr. Blocher aus dem Druckerfach mit. Bitte entschuldigen Sie mein Versehen. Ich möchte Sie gerne bitten, solche Manuskripte nicht mehr im Institutsdrucker zu hinterlassen.

«Sehr ungünstig»: wiederholte Rügen wegen Mörgelis politischer Tätigkeit\*.

und verbietet das Nachfüllen – womit er aktiv verhindert, dass die Sammlung in Ordnung gebracht und fachmännisch betreut wird.

**11. 6. 2012** — Wieder rügt Condrau Mörgeli wegen dessen politischer Tätigkeit. In einer Aktennotiz hält er fest, «dass er normalerweise politische Beiträge von CM [Christoph Mörgeli, Anm. der Red.] nicht zur Kenntnis nimmt». Trotzdem wolle er auf den TV-Auftritt Mörgelis bei «Schawinski» am 7. Mai 2012 eingehen.

Condrau verurteilt Mörgelis Ansichten und Aussagen – so etwa jene über das Problem der vielen Deutschen an Schweizer Universitäten – scharf. Diese seien «eindeutig institutsschädigend», schreibt Condrau. Die Strategie der «Internationalisierung» des Instituts werde «durch solche Aussagen direkt gefährdet». Nicht nur das Medizinhistorische Institut, sondern die gesamte Universität nehme Schaden durch Mörgeli. Dessen Aussagen seien «klar instituts- und universitätsschädigend», so Condrau.

Ob das so ist, sei dahingestellt. Entscheidend für die Beurteilung des Falls ist etwas anderes: Die Passagen dokumentieren, dass es nicht (nur) um fachliche Differenzen geht, sondern zentral um politische Meinungsverschieden-

heiten. In einem Brief an den Dekan der Medizinischen Fakultät hält Mörgeli dagegen: «Wenn ein politischer Fernsehauftritt (Schawinski) schriftlich und mündlich vom Chef gerügt wird, weil einige Mitarbeiter meine Meinung nicht teilen, kann ich dies als gewählter Parlamentarier unter keinen Umständen akzeptieren.» Ein solches «Qualifikationssystem» unterhöhle «das verfassungsmässige Recht auf freie Meinungsäusserung und das Milizprinzip des schweizerischen Parlaments», so Mörgeli im Brief an den Dekan.

**April bis August 2012** — Mörgeli liefert seine Hausaufgaben – fünf Konzepte im Gesamtumfang von 120 Seiten – in mehreren Tranchen jeweils fristgerecht ab. Condrau nimmt nur zu einer einzigen Stellung. Auf einen Dialog mit dem Mitarbeiter auf Bewährung lässt er sich nicht ein.

**11. 9. 2012** — Der Zürcher Tages-Anzeiger startet eine Artikelserie über die angeblich mangelhaften wissenschaftlichen Leistungen Mörgelis und berichtet von «schweren Vorwürfen» gegen ihn («Leichen im Keller»). Die Informationen stammen aus vertraulichen Berichten, zu denen nur ein kleiner Kreis von Personen am Medizinhistorischen Institut Zugang hat.



**Konfusion:** Uni-Rektor Fischer.



**Nicht erreichbar:** Mörgelis Chef Condrau.



**Irreführend:** Bildungsdirektorin Aeppli (SP).



**«Unmöglich»:** Unirats-Mitglied Riklin (CVP).

Insbesondere zitiert das Blatt gegen Mörgeli gerichtete Passagen aus dem «Akademischen Bericht 2011», den der Betroffene bis zu diesem Zeitpunkt nicht zu Gesicht bekommen hat. Durch den Gang in die Medien zündet die Anti-Mörgeli-Koalition am Medizinhistorischen Institut die nächste Eskalationsstufe.

**13. 9. 2012** — Während die Causa Mörgeli auf allen Kanälen hohe Wellen schlägt, äussern sich überraschend auch Mitglieder der Aufsichtsbehörden zum arbeitsrechtlichen Konflikt. Kathy Riklin (CVP) ist Mitglied des Zürcher Universitätsrats, des obersten Gremiums der Hochschule, vergleichbar einem Verwaltungsrat. Auf *20 Minuten* online schlägt sie sich – noch bevor Mörgeli den ihn belastenden Akademischen Bericht erhalten hat – auf die Seite seiner amtsinternen Widersacher. Es sei «nicht möglich, neben dem Nationalratsmandat noch zu 80 Prozent einer Uni-Tätigkeit nachzugehen», gibt Riklin zu Protokoll. Mit dieser Aussage nimmt sie klar Partei. Auf die Frage der *Weltwoche*, ob ihre Aussagen in der Presse mit ihrer Mitgliedschaft im Universitätsrat vereinbar seien, gab Riklin keine Antwort.

Mörgeli ersucht jetzt Condrau mehrmals dringend um eine Aussprache. Diese wird ihm

verweigert. Deshalb schreibt Mörgeli in einer E-Mail an Condrau, dann müsse er gegenüber den Medien so Stellung nehmen, «wie ich es für richtig halte».

In Zeitungs- und TV-Interviews kontert er die Angriffe. Wenn die Universität wegen der Herausgabe des vertraulichen Berichts keine Untersuchung einleite, müsse er Strafanzeige gegen seinen Chef erstatten, sagt er auf *Tele Züri*.

**16. 9. 2012** — Die gezielten Indiskretionen reisen nicht ab. Der Aargauer *Sonntag* weiss bereits Ende vorletzter Woche, dass Mörgeli entlassen wird. Das ist merkwürdig: Nach der offiziellen Version, wie sie Rektor Andreas Fischer der Pressekonferenz vom 21. September vortrug (siehe unten), sei der Entscheid erst am Montag, den 17. September, gefallen. Offensichtlich wussten die auskunftsfreudigen Quellen aus dem Condrau-Umfeld seit Tagen mehr.

**19. 9. 2012** — Die Dynamik des Falls wächst der Universität über den Kopf. Die Ungereimtheiten und Widersprüche mehren sich. Am Mittwoch tritt Bildungsdirektorin Regine Aeppli (SP) – sie ist, wie Kathy Riklin, auch Mitglied des Universitätsrats – in der «Rundschau» des

Schweizer Fernsehens auf. Ob sie in ihrer Funktion als Regierungsrätin oder als Vertreterin der Uni spricht, bleibt unklar. Warum äussert sich Aeppli überhaupt? Ist es angebracht, dass sie – in welcher Rolle auch immer – zum laufenden Verfahren Stellung bezieht?

Auch Aeppli nimmt Partei und stiftet zusätzliche Verwirrung. Es stimme nicht, sagt sie erstens, dass Mörgeli keine Kenntnis von der Kritik an ihm gehabt habe. Die Aussage ist irreführend, denn Mörgeli hat nur gesagt, dass er den Akademischen Bericht nicht erhalten habe. Aepplis (unzutreffende) Äusserung war dazu angetan, seine Glaubwürdigkeit zu beschädigen.

Zweitens sagte Aeppli, wenn auch die zweite Mitarbeiterbeurteilung negativ ausfalle – diese war auf den 21. September terminiert –, so werde «die Kündigung ausgesprochen». Auch dies stimmte nicht. Gemäss der Vereinbarung, die Mörgeli und Condrau im Februar 2012 unterzeichnet hatten, wäre in diesem Fall «eine Bewährungsfrist von sechs Monaten angesetzt» worden (also bis März 2013).

Vollends unglaublich wird der Aeppli-Auftritt schliesslich, wenn man bedenkt, dass die Entlassung Mörgelis spätestens zwei Tage vor dem «Rundschau»-Interview beschlossene Sache war, wie Uni-Rektor Andreas Fischer an der erwähnten Pressekonferenz zweifelsfrei feststellte.

**21. 9. 2012** — Die Universität Zürich setzt kurzfristig eine Presseorientierung an. Der Ansturm der Journalisten, Kameras und Mikrophone ist gross, für einmal geht es im Senatssaal, in dem sonst die Professoren tagen, hektisch zu. Rektor Andreas Fischer liest vom Blatt ab, die Universität Zürich habe «heute Freitag, den 21. 9. 2012, Prof. Christoph Mörgeli die Kündigung und die sofortige Freistellung angekündigt». Begründet wird der Rauswurf mit «schweren Loyalitätsverletzungen». Das «Vertrauensverhältnis» sei «massiv und unwiederbringlich zerstört».

---

**Es ist, als ob der Gefoulte vom Platz gestellt wird, weil er «Foul» gerufen hat.**

---

Mit andern Worten: Man wirft Mörgeli vor, dass er sich gegen die per Indiskretion in den *Tages-Anzeiger* gelangten Vorwürfe an seine Adresse gewehrt habe. Es ist, als ob der Gefoulte vom Platz gestellt wird, weil er «Foul» gerufen hat. Die angeblich mangelnde Qualität seiner wissenschaftlichen Tätigkeit ist kein Thema mehr. Darüber steht in der zweiseitigen Pressemitteilung der Universität kein Wort.

Die zweite «ausserordentliche Mitarbeiterbeurteilung», die für denselben Freitag vorgesehen war, findet ebenfalls nicht mehr statt. Erst am Vortag – also am Donnerstag, den

20. September – hatte Institutsdirektor Condrau Mörgelis Nachsitz-Arbeiten bewertet, die ihm im Februar aufgetragen worden waren, offensichtlich eine Alibi-Übung. Die Entlassung stand bereits fest, bevor die Erfüllung der Zielvereinbarungen geprüft wurde. Überblickt man die Vorgänge vom Anfang bis zum Ende, drängt sich der Schluss auf, dass Mörgeli keine Chance hatte.

23.9.2012 — Rektor Andreas Fischer gibt der NZZ am Sonntag ein Interview. Darin nennt er überraschend wieder andere Gründe für Mörgelis Entlassung. An die Stelle der «Loyalitätsverletzungen», die an der Pressekonferenz vom 21. September noch ausschliesslich als Kündigungsgrund genannt wurden, treten plötzlich «fachliche Argumente». Konfusion total.

#### «Man muss sofort handeln»

Entscheidende Fragen bleiben offen. Wie ist es möglich, dass Mörgeli, der unter Condraus Vorgänger Beat Rüttimann stets die bestmögliche Gesamtqualifikation «vorzüglich» erhalten hatte, plötzlich auf allen Feldern «ungenügend» sein sollte (die schlechtestmögliche Qualifikation)? Wer hat die vertraulichen Berichte der Presse zugespielt? War es Institutsleiter Condrau oder jemand aus seinem Umfeld? Condrau steht zumindest unter dringendem Tatverdacht. Der Tages-Anzeiger-Reporter, der den Fall angestossen hat, bestätigte in einem Interview, direkt mit Condrau gesprochen zu haben.

Die Universität hat bisher wenig bis nichts zur Aufklärung dieser offenen Fragen beigetragen. Sie verzichtete darauf, eine interne Un-

---

### Überblickt man die Vorgänge, drängt sich der Schluss auf, dass Mörgeli keine Chance hatte.

---

tersuchung einzuleiten. Diese Unterlassung sei unverzeihlich, sagt Professor Karl Spühler, ehemaliger Bundesrichter und Ex-Anwalt der Uni Zürich. «In solchen Fällen haben wir immer sofort gehandelt», sagt Spühler. Wenn man das Leck finden wolle, müsse man «innert Stunden» mit der Untersuchung beginnen – und nicht erst nach Tagen oder Wochen, so Spühler.

Auch die Anzeige wegen Amtsgeheimnisverletzung, die die Universität «gegen unbekannt» erstattet hatte, ging nach Angaben der Zürcher Oberstaatsanwaltschaft erst am Montag dieser Woche bei den Justizbehörden ein – volle vierzehn Tage nachdem die Indiskretionen publik geworden waren. Die Täter hatten alle Zeit der Welt, die Spuren zu beseitigen. Sie konnten darauf zählen, dass die Universitätsleitung weniger schnell handeln würde als bei Mörgelis Entlassung. ○

---

# Abweichler raus

---

Universitäten sind nicht Orte des puren, herrschaftsfreien Denkens, sondern politisch durchtränkt und intrigengefährdet. Werden heute die «Rechten» abgedrängt, ging es früher gegen Katholiken, Linke und Unbequeme. Von Lucien Scherrer

In der Nacht vom 12. auf den 13. August 1831 tat Ignaz Paul Vitalis Troxler kein Auge zu: Eine wilde Meute versammelte sich vor dem Haus des Basler Philosophieprofessors, lockte ihn mit Geschrei ans Fenster und bewarf ihn mit Steinen. Das Schauspiel wiederholte sich in den folgenden zwei Nächten, wobei die Polizei nur mit Mühe eine Schlägerei zwischen dem Mob und Anhängern des Professors verhindern konnte. Nach drei schlaflosen Nächten hatte Troxler genug und flüchtete nach Grenzach. Wenige Tage später entthob ihn der Kleine Rat der Stadt Basel seines Amtes.

Hinter dem Rauswurf steckte ein brisanter politischer Konflikt. Troxler war einer der führenden radikalen Köpfe der Schweiz, ein revolutionärer Hitzkopf, der seine Gegner gerne mit Schmähschriften demontierte. Zum Verhängnis wurde ihm der Konflikt zwischen der konservativen Stadt Basel und der aufmüpfigen Landschaft, der 1833 in einem Bürgerkrieg und der Kantonsteilung endete. Offiziell gab sich Troxler neutral, doch seine Sympathien für die Landschaft waren ein offenes Geheimnis. So stieg er zum Feindbild der Konservativen auf, die ihn der Konspiration bezichtigten. Obwohl sich dieser Verdacht in einem Gerichtsverfahren nicht erhärten liess, war der Fall für die Universität klar: Troxler muss weg.

Seine Entlassung erfolgte unter dem Vorwand, dass der Professor, der noch vor kurzem gepriesen und geehrt worden war, seine Pflichten vernachlässigt habe. Tatsächlich hatte sich Troxler während des Gerichtsverfahrens geweigert, Vorlesungen zu halten. Doch im Kern ging es darum, einen Unruhestifter loszuwerden, wie Troxler-Biograf Daniel Furrer schreibt: «Es war [...] nicht opportun, einen liberalen Feuerkopf weiterhin an einer Universität unterrichten zu lassen, die von einer konservativ-aristokratischen Regierung geführt wurde.»

Troxler war in der Schweiz nicht der erste Gelehrte, der wegen politischer Querelen in die Wüste geschickt wurde – und auch nicht der letzte, wie die Entlassung des Zürcher Medizinhistorikers und SVP-Nationalrats Christoph Mörgeli zeigt: Hier stellte die Universität nach 27 Jahren Zusammenarbeit plötzlich fest, dass es wissenschaftlich nicht ganz reicht. Die Methoden mögen heute subtiler sein, doch am Prinzip hat sich wenig geändert: Vermeintliche oder tatsächliche Verfehlungen eines Unbequemen, die normalerweise mit ei-

ner internen Rüge bestraft würden, werden öffentlich ausgebreitet, um einen Rauswurf zu rechtfertigen.

Die Universitäten waren noch nie ein Hort der Toleranz, obwohl sie das gerne wären. Wer als Uni-Angestellter den intellektuellen Konsens stört, läuft seit jeher Gefahr, geächtet zu werden. Heute schwebt das Damoklesschwert gerade über Bürgerlichen, «Klimaleugnern» und anderen Abweichlern. «Es gibt an den Universitäten einen Konformitätsdruck», sagt der Berner Immunologie-Professor Beda Stad-



Feuerkopf: Philosophieprofessor Troxler.

ler, «die meisten Professoren ticken mittel-links; wer in der FDP ist, gibt das gerade noch zu, aber zur SVP wagt sich kaum jemand öffentlich zu bekennen.» Die Klagen der SVP, wonach an den Unis «systematisch» gegen ihre Mitglieder vorgegangen werde, hält Stadler jedoch für übertrieben: Intrigiert werde vor allem gegen Leute, die dank ihrer «grossen Klappe» in den Medien präsent seien und damit Eifersuchtsgefühle weckten.

Sicher ist: Die Universitäten waren früher keineswegs «viel toleranter» als heute, wie das SVP-Patron Christoph Blocher gegenüber der Sonntagszeitung behauptete. Als Blocher in Zürich Juristerei studierte (1964 bis 1971), traf es einfach andere: die 68er, die Blocher heute

für alles Übel der Welt, darunter die Entlassung Mörgelis, verantwortlich macht. Noch früher wurden die Katholiken drangsaliert.

Ein Opfer der damaligen Linkenhatz war der Zürcher Psychoanalytiker Berthold Rothschild, in jungen Jahren ein Aktivist der kommunistischen Partei der Arbeit (PdA). 1971 hielt er als Dozent eine Vorlesung über die «Psychologie faschistischer Tendenzen», die Studenten in Scharen anzog. Die marxistischen Umtriebe an der Uni, die 1971 zu tumultartigen Szenen führten, waren dem damaligen Erziehungsminister Alfred Gilgen (LdU) ein Dorn im Auge. Nachdem sich Rothschild an einem feministischen Strassentheater beteiligt hatte, bei dem eine Sexszene nachgespielt wurde, wurde ihm der Lehrauftrag entzogen. Begründung: Es sei eines Dozenten nicht würdig, bei einem «obzönen Strassentheater» mitzumachen.

Rothschilds Entlassung wäre schon wenige Jahre später kaum denkbar gewesen, denn nun dominierten die 68er selbst den Diskurs.



*Linkenhatz:* Psychoanalytiker Rothschild.

«Der Wind hat schon Anfang der 70er Jahre gedreht», sagt der emeritierte Professor Karl Spühler (SVP), «und es ging zuerst gegen die Freisinnigen, dann gegen die SVP.» Der ehemalige Bundesrichter (1987 bis 1995) spricht aus Erfahrung: Als ihm die juristische Fakultät der Universität Zürich 1993 einen Lehrstuhl anbot, stellte sich die Hochschulkommission quer und gab erst zwei Jahre später nach, als Regierungsrat Gilgen intervenierte. Für Spühler ist klar: «Der Widerstand gegen meine Berufung war politisch motiviert, wie ich hinterher erfahren habe.»

Wie sehr Sein oder Nichtsein vom Zeitgeist abhängen kann, zeigt der Fall des Professors Fritz Jaeger, der 1928 in Basel den Lehrstuhl

für Geografie übernahm. Jaeger war in Deutschland aufgewachsen und erforschte im Auftrag der kaiserlichen Regierung die deutschen Kolonien in Südwestafrika. Deutschnational gesinnt, sympathisierte der gebürtige Schweizer mit den Nazis, allerdings ohne das Existenzrecht seines Geburtslandes in Frage

---

### Zuweilen geht die Anschmiegun an den Zeitgeist einher mit einer ausgesprochenen Intoleranz.

---

zu stellen, wie der Historiker Carl Troll 1974 festhielt: «Gütig und politisch naiv, [...] glaubte [er] an ein Nebeneinanderbestehen eines nationalsozialistischen Deutschlands und einer demokratischen Schweiz.»

Zum Problem wurde Jaegers Gesinnung bezeichnenderweise erst, als der Zweite Weltkrieg vorbei war. 1947 wurde er wegen Spionage angeklagt und seines Amtes enthoben. Die



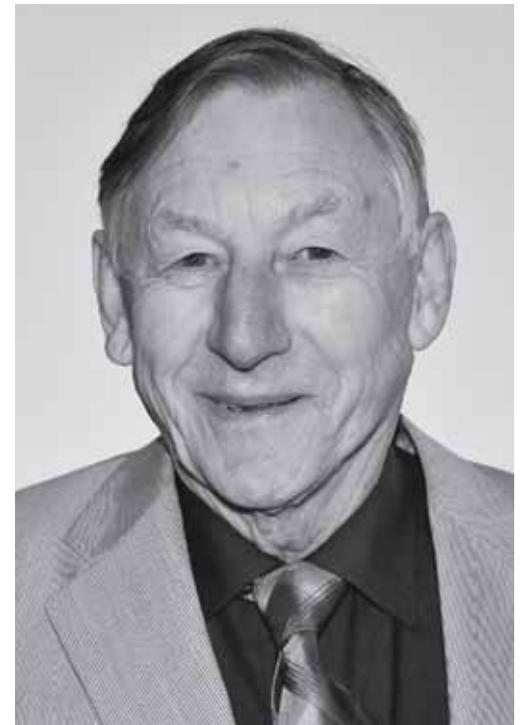
*Deutschnational:* Professor Jaeger.

Universität warf ihm vor, seine Vorlesungen für nationalsozialistische Propaganda missbraucht zu haben. Dabei galt Jaeger als zurückhaltende, sachliche Forscherseele. Dass seine angeblichen Propaganda-Aktivitäten erst nach dem Krieg «entdeckt» wurden, riecht jedenfalls nach Opportunismus. Jaegers Arbeitgeber interessierte es denn auch nicht, dass er die Spionagevorwürfe in einem Gerichtsprozess entkräften konnte. Der Geografie-Papst war ihnen peinlich geworden, also mussten sie ihn loswerden.

Woher kommt der verkrampte Umgang mit Andersdenkenden, dieser Opportunismus? Unter den Intellektuellen gab es schon immer eine Tendenz, sich auf die Seite der je-

weils tonangebenden Kreise zu schlagen. Ein ehemaliger Geisteswissenschaftler drückt es so aus: «Statt eine Kultur des Widerspruchs zu pflegen und harte Auseinandersetzungen zu führen, richten sich die meisten Professoren lieber im Mainstream ein – da lebt es sich reibungslos und bequem.» Zuweilen geht die Anschmiegun an den Zeitgeist einher mit einer ausgesprochenen Intoleranz.

So erblühte der «Frontenfrühling» von 1933 nicht zuletzt dank eifrigen Studenten; in den 50er Jahren gehörten Professoren und ihre Eleven zu den glühendsten Antikommunisten, die «Staatsfeinde» wie den kommunistischen Philosophen Konrad Farner terrorisierten; Intellektuelle waren es auch, die 20 Jahre später Despoten wie Mao Tse-tung huldigten und bürgerliche Germanistik-Professoren drangsalierten. Heute wird in politologischen Seminaren darüber diskutiert, ob die gesamte Wählerschaft der SVP als «rechtsextrem» einzustufen sei.



*Zuerst gegen die Freisinnigen:* Spühler.

Vor diesem Hintergrund ist es etwas erstaunlich, wenn Historiker wie Philipp Sarasin und Bernd Roeck gegenüber dem *Tages-Anzeiger* behaupten, die Wissenschaft sei das Einzige, was an der Uni interessiere, und dass es völlig egal sei, wie jemand politisch tickte. So sähe vielleicht eine ideale Universität aus, aber nicht die Realität.

Immerhin: Wer vom universitären Betrieb verbannt wird, darf früher oder später darauf hoffen, rehabilitiert zu werden – so geschehen im Fall Troxler: 1860, als die Universität Basel ihr 400-jähriges Bestehen feierte, wurde der nunmehr 80-jährige Greis eingeladen – zum Zeichen der Versöhnung. Der Zeitgeist hatte sich wieder einmal gewandelt. ○



Essay

## «Den Schlüssel abgeben»

Die Universität Zürich tut sich schwer mit Kritik. Weil ich es als Assistent am Historischen Seminar wagte, öffentlich ein paar Fragen zum Lehrangebot zu stellen, wollte man mich entlassen. Ein Erfahrungsbericht aus aktuellem Anlass.

Von Philipp Gut

Drei Wochen und drei Tage war ich als Redaktor beim *Tages-Anzeiger* angestellt, als ich im Oktober 2005 mit einer Recherche über den Stellenwert der Schweizer Geschichte und Literatur an der Universität Zürich eine wochenlange Debatte auslöste. Allein im *Tages-Anzeiger* erschien rund ein halbes Dutzend Repliken auf den Artikel, Professoren aus dem In- und Ausland meldeten sich zu Wort. Andere Medien griffen das Thema auf. Auch die *Weltwoche* berichtete darüber, gleich zweimal (Nr. 44/05 und 46/05).

Unter dem Titel «Wo bleibt die Schweiz an der Uni» hatte ich im *Tages-Anzeiger* berichtet, dass das Hauptfach Schweizer Geschichte an der Universität Zürich abgeschafft wird. Ich ordnete dieses Ereignis in einen grösseren Zusammenhang ein und stellte folgende Fragen: «Spielen die Schweizer Geschichte und Literatur an der grössten Universität des Landes bald keine Rolle mehr? Müsste deren Pflege nicht die Kernkompetenz der entsprechenden Institute sein? Und: Hat der Schweizer Nachwuchs überhaupt noch eine Chance?»

### Ungebührlicher Akt der Revolte

Diese Fragen bargen offensichtlich Zündstoff. «Strukturelle und personelle Aspekte sind nicht zu trennen, wenn man untersucht, wie das Lehrangebot an den Seminaren zustande kommt», schrieb ich. Besonders die personelle Dimension des Problems gab zu reden – konkret die Frage, ob die vielen deutschen Professoren in den geisteswissenschaftlichen Fächern «nicht mit ein Grund dafür sind, dass Schweizer Themen zunehmend weniger bearbeitet werden».

Der Befund stützte sich nicht nur auf die Abschaffung der Schweizer Geschichte als Hauptfach, sondern auch auf Gespräche mit führenden Köpfen am Historischen und Germanistischen Seminar. Der angesehene, mittlerweile verstorbene Mittelalter-Spezialist Roger Sablonier sagte, Nationalgeschichte sei ein «veraltetes» Konzept. Und der Literaturprofessor Daniel Müller Nielaba meinte, die Vorstellung einer Schweizer Literatur sei ein «Ideologem», also Teil einer ewiggestrigen Ideologie.

Die Blattmacher des *Tages-Anzeigers* erkannten die Brisanz der aufgeworfenen Fragen und machten mit der Geschichte die Frontseite auf



«Wo bleibt die Schweiz?»: Universität Zürich.

(«Schweizer Geschichte gibt's an der Uni nur noch als Nebenfach»). Zusätzlich druckten sie einen Kommentar von mir zum Thema, der damals noch in der rechten Spalte auf der Titelseite platziert war. Darin gab ich eine differenzierte Antwort auf die gestellten Fragen. Die Zurückstufung der Schweizer Geschichte in ein Nebenfach sei «gerechtfertigt, weil unter dem Dach der Allgemeinen Geschichte weiterhin schweizerische Themen angeboten werden», schrieb ich.

Zur Tatsache, dass an vielen Instituten der Universität Zürich deutsche Professoren in der Mehrzahl sind, hiess es in dem Kommentar: «Liegt es an ihnen, wenn etwa die Schweizer Geschichte oder die Schweizer Literatur nicht mehr so intensiv gepflegt werden? Verunmög-

lichen sie die Karrieren des einheimischen Nachwuchses? Diese Sündenbock-These wäre zu einfach», antwortete ich. Es gelte, die Besten zu engagieren. Wenn schweizerische Themen weniger wichtig geworden seien, liege das «nicht nur am Desinteresse der Ausländer». Entscheidender sei, dass der herrschende akademische Mainstream die Beschäftigung mit Schweizer Geschichte und Literatur irriterweise mit borniertem Nationalismus gleichsetze. Manche Professoren schütteten «in Reaktion auf eine lange Zeit dominierende nationale Fixierung der Geisteswissenschaften» das Kind mit dem Bad aus.

Im Hauptartikel schrieb ich dazu: «Der akademische Mainstream ist Mitte-links. Mit dem Label Schweizer Geschichte ist wissenschaft-

lich kein Staat mehr zu machen. Professoren wie Jakob Tanner, auch schon der «rote Tanner» genannt, wären früher nicht berufen worden, heute bestimmen sie das Geschichtsbild (wie Tanner in der offiziellen Bergier-Kommission).» Den Frontkommentar schloss ich mit der Bemerkung: «Dass es auch einen lustvollen, unverkrampften Umgang mit dem eigenen Erbe geben könnte, scheint man im Elfenbeinturm noch nicht gemerkt zu haben.»

### Professor Sarasins Entlassungsfantasien

In einem ergänzenden Artikel befasste ich mich schliesslich mit der Tatsache, dass damals auch das Nebenfach Britische und Nordamerikanische Geschichte abgeschafft wurde und dass seit längerem kein einschlägiges Lehrangebot mehr an der Universität Zürich bestand. Während sich gleich mehrere Professoren um die afrikanische Geschichte südlich der Sahara bemühten, blieben «ausgerechnet die USA als bestimmende Macht der Zeitgeschichte ein weisser Fleck».

Die Artikel lösten eine teilweise emotional geführte Debatte aus. Unter anderem äusseren sich die Zürcher Professoren Bernd Roeck

### «Die Fundis, die damals radikalste Kritik an der Uni übten, reagieren heute panisch auf leiseste Kritik.»

und Urs Bitterli sowie der in Bielefeld lehrende Andreas Suter. Aus aktueller Sicht springen aber besonders zwei Repliken ins Auge: Die eine stammt vom Historiker Philipp Sarasin, die andere von Christoph Mörgeli, den die Universität Zürich vergangene Woche entlassen hat (siehe Artikel auf Seite 20). Die Auseinandersetzungen von damals wirken wie ein Vorspiel zu den heutigen Ereignissen.

Wissen muss man: Neben meiner Redaktionsstelle beim *Tages-Anzeiger* arbeitete ich damals in einem 50-Prozent-Pensum als Assistent am Historischen Seminar der Universität Zürich. Dass ich öffentlich ein paar kritische Fragen zum Lehrangebot des Instituts gestellt und eine lebhaftige Diskussion darüber in Gang gebracht hatte, empfand Professor Sarasin als ungebührlichen Akt der Revolte, ja der Majestätsbeleidigung. Unverhohlen rief er im *Tages-Anzeiger* nach arbeitsrechtlichen Konsequenzen: «In der Privatwirtschaft», so Sarasin, «hätte ein solches Verhalten zur Folge, dass noch am selben Tag zwei freundliche, aber bestimmte Herren vom Hausdienst den Mitarbeiter auffordern, seinen Schreibtisch zu räumen und den Schlüssel abzugeben.» Professor Sarasin wünschte sich meine Entlassung.

### Tagi-Artikel mit Nachspiel

Es war mehr als ein Wunsch. Der damalige Seminarvorsteher, Professor Carlo Moos, fragte tatsächlich «noch am selben Tag» den Rechts-

dienst der Universität an, ob man mich rauschmeissen könne. Man hat es dann nicht getan, die juristischen Bestimmungen reichten nicht aus. Dennoch hatte der kritische *Tagi*-Artikel ein Nachspiel.

An der jährlichen Promotionsfeier darf jeweils ein Dissertant seine Arbeit vorstellen. Dazu war ich im Jahr 2005 vom Dekanat ausgewählt worden. Ich sollte meine Dissertation «Thomas Manns Idee einer deutschen Kultur» vorstellen, befand die Fakultätsleitung. Doch dagegen regte sich Widerstand. Professor Andreas Fischer, der heutige Rektor, der vergangene Woche die Entlassung von Christoph Mörgeli bekanntgegeben hat, rief mich in sein Büro (er war damals noch Dekan der geisteswissenschaftlichen Fakultät). Es sei manchen Professoren ein Dorn im Auge, dass ich an der Dissertationsfeier vortrage, sagte Fischer. Hätte man vom kritischen Artikel rechtzeitig gewusst, so Fischer weiter, hätte man mich nicht eingeladen. Schliesslich verfiel der Dekan auf eine Art Kompromiss: Ich durfte an der Feier in der Aula reden, aber auf der Einladungskarte wurde mein Name getilgt – um nicht den Zorn der Professoren zu provozieren.

Interessant ist, was Christoph Mörgeli in einer ebenfalls im *Tages-Anzeiger* erschienenen Antwort auf die Entlassungsfantasien von Kollege Sarasin erwiderte («Wie viel Kritik ertragen die Kritiker?», 12. 11. 2005). «Das linke Mittelmass», schrieb Mörgeli, «das heute akademisch den Ton angibt, hat im Gefolge der 68er Revolte die Katheder erklimmen. Dieselben Fundis, die damals radikalste Kritik an der Uni übten, reagieren heute, da sie selber an der Macht sind, panisch auf die leiseste Kritik», so Mörgeli im November 2005. Im Umgang mit der Schweiz forderten «die Linksintellektuellen gebetsmühlenartig <kritische Fragestellungen>; aber wenn ihre eigene Arbeit in der Kritik steht, greifen sie zur Keule». Weil ihr die Ideen ausgingen, übe sich «die verknöcherte Elite in Repression».

Mörgelis Replik schloss mit den Sätzen: «Wenn ein Land eine Zukunft haben will, muss es wissen, woher es kommt. Es braucht eine kollektive Erinnerung, die ihm seine Identität verbürgt. Gewiss: Die Bonjour-Schweiz ist erledigt. Aber ebenso gewiss ist: Auch die Bergier-Schweiz wird erledigt werden. Ob an der Universität Zürich, ob finanziert durch den Nationalfonds, ob von einem Historiker mit Schweizer Pass oder nicht – das alles ist nebensächlich, solange die Freiheit des Denkens und Schreibens in diesem Land noch möglich ist. Immerhin garantiert der Artikel 20 der schweizerischen Bundesverfassung: «Die Freiheit der wissenschaftlichen Lehre und Forschung ist gewährleistet.» Dieses Grundrecht gilt meines Wissens auch für das Historische Seminar an der Universität Zürich.»

Anscheinend ist es um diese Lehr- und Forschungsfreiheit doch nicht so gut bestellt, wie

Mörgeli in diesen Tagen mit seiner Entfernung durch die Universität am eigenen Leib erfährt. Philipp Sarasin übrigens, der damals auch meine Entlassung forderte, war Mitglied der Berufungskommission, die Mörgelis Chef und Kontrahenten Flurin Condrau wählte. In der aktuellen *NZZ am Sonntag* lässt sich Sarasin mit dem Satz zitieren, es sei «schwierig», mit jemandem zusammenzuarbeiten, der wie Mörgeli «Politik macht».

Wenn nicht alles täuscht, ist diese Politik – die Politik der in akademischen Kreisen ungeliebten SVP – der eigentliche Grund für Mörgelis Entlassung. Was Philipp Sarasin in meinem Fall gefordert hatte, ist in der Causa Mörgeli eingetroffen: Weil er von der Mehrheitsmeinung abwich und sich unbotmässige Kritik erlaubte, musste er seinen «Schlüssel abgeben».

**Dr. Philipp Gut** ist stellvertretender Chefredaktor und Inlandchef der *Weltwoche*. Zuvor war er Kulturredaktor beim *Tages-Anzeiger* und Assistent am Historischen Seminar der Universität Zürich. Seine preisgekrönte Dissertation «Thomas Manns Idee einer deutschen Kultur» erschien 2008 bei S. Fischer, Frankfurt. Guts jüngstes Buch ist der Briefwechsel zwischen Hermann Hesse und dem Zürcher Bildhauer Hermann Hubacher («Der Klang der Trommeln», *NZZ Libro*).

Das Leben ist ein  
Spaziergang,  
wenn man die richtigen  
Schuhe hat.

THE SHOE PEOPLE

LIMMATQUAI  
349 CHF



NAVYBOOT  
SWITZERLAND

# Missionar des Augenmasses

Der neue Bundesanwalt Michael Lauber, Sohn eines Pfarrers, tritt ein schwieriges Erbe an. Seine Behörde gilt als Sammelbecken entfesselter Strafverfolger ohne Rücksicht auf Verluste. Lauber will das ändern. Seine Macht ist grösser als die seiner gescheiterten Vorgänger. *Von Roger Köppel und Mirko Ries (Bilder)*



«Im Zweifel für den Rechtsfrieden»: Bundesanwalt Lauber, 47.

In seiner Freizeit liest der klassisch Gebildete bisweilen Gedichte, und in einer seiner ersten Amtshandlungen hat der neue, stets braungebrannte Bundesanwalt Michael «Mike» Lauber letzten März einen Haftbefehl gegen drei nordrhein-westfälische Steuerfahnder eingereicht. Der begründete Vorwurf: verbotener wirtschaftlicher Nachrichtendienst, Verdacht auf vorsätzliche Bespitzelung der Schweizer Grossbank Credit Suisse zum Erwerb geheimer Kundendaten. In der Schweiz brandete Jubel auf bei so viel Widerstandswillen.

## Die Schweiz atmet auf

Seit langem, ja erstmals seit Journalistengedenken produzierte die Bundesanwaltschaft (BA) wieder tendenziell erfreuliche Schlagzeilen nach einer nicht mehr abreißen wollenden Serie von Pleiten und Skandalen. Die von ungezählten ausländischen Druckversuchen mürebeklopfte Schweiz atmete insgeheim auf, als sie davon Kenntnis nahm, wie der Bundesanwalt wenigstens den Versuch unternahm, Licht ins Dunkel um gestohlene Bankdaten-CDs und die Rolle der deutschen Behörden zu bringen, vor denen der Bundesrat nach landläufiger Sicht sonst allzu devot in die Knie geht. Bis heute lagern Laubers Rechtshilfebegehren zur Aufklärung der mutmasslichen Anti-Banken-Spionage durch Deutschland unbeantwortet in Berlin.

Wir treffen Lauber, der vor einem Jahr durch die Bundesversammlung in sein Amt gehoben wurde, in seinem Büro mit phänomenalem Fernblick an der Taubenstrasse 16 in Bern. Der Neue wird seinem Ruf als blendender Kommunikator gerecht, trotz grauer Haare jugendlich wirkend, freundlich, sehnig durchtrainiert, Typus Mittelstreckenläufer, verbindlich auf seinen Gesprächspartner eingehend, die wandelnde Antithese zum Klischeebild der «Dunkelkammer», das der Bundesanwaltschaft von jeher anhaftet. Sein Händedruck ist ausdauernd und eindringlich.

Lauber schafft es mühelos, bescheiden zu wirken, besonnen und zurückhaltend. Ausdrücklich verzichtet der Chef einer 150-Personen-Behörde mit einem Jahresbudget von 50 Millionen Franken auf die Formulierung hochfliegender Ziele. Er bezeichnet sich als «Konsolidierer» und «Umsetzer», ohne die Arbeit seiner jeweils im Unfrieden aus dem Amt geschiedenen Vorgänger zu bewerten. Sein Bemühen, ein positives Image abzustrah-

len, mag auf Skeptiker übertrieben wirken, aber auf den ersten Blick kann man gut verstehen, warum das Parlament dem 47-jährigen Anwalt aus Solothurn nach den Wirren der Vergangenheit das Vertrauen schenkte. Er wirkt sympathisch, kompetent und, wichtig, gemässigt.

### Warum er den Minister nicht packte

Unser erstes Thema ist der aktuelle Steuerstreit. Vor ein paar Wochen kam der nordrhein-westfälische Finanzminister Norbert Walter-Borjans für einen Fernsehauftritt in die Schweiz. Deutschlands oberster Datenhelfer, dessen Behörde Millionenprämien für gestohlene Bankkundendaten zahlt, konnte trotz der Haftbefehle ungehindert ein- und ausreisen. Es gab Kritik. Hätte Lauber den Minister nicht einvernehmen sollen? Wäre er aufgrund der von ihm selber ausgestellten Haftbefehle nicht dazu verpflichtet gewesen? Oder wurde er gar vom Bundesrat zurückgepfiffen? Man muss wissen, dass die Bundesanwaltschaft in nachrichtendienstlichen Fällen nur dann ermitteln darf, wenn sie vom Bundesrat ausdrücklich dazu ermächtigt wird. Dies war im Steuerdossier eigentlich geschehen. Gegen Walter-Borjans gingen in der Schweiz von privater Seite zudem Anzeigen ein. Hätte der Bundesanwalt handeln müssen?

«Ich danke Ihnen, dass Sie mir diese Frage stellen», erwidert Lauber mit einem für ihn typischen Satz: «Gegen Walter-Borjans lag nichts vor, wir haben kein Beweismaterial, das ihn wegen nachrichtendienstlicher Tätigkeit belastet, anders als bei den nordrhein-westfälischen Steuerfahndern. Blosser Anzeigen genügen für eine Einvernahme nicht. Hätten wir ihn festgesetzt, wäre dies widerrechtlich gewesen, Willkür, eine Überreaktion in einem erhitzten politischen Klima ohne juristische Grundlage.» Gegenfrage: Aber in Zürich wurden doch kürzlich zwei georgische Spione verhaftet, ehe sie dann überraschend wieder freigelassen wurden. Lauber stellt klar, dass die Verhaftung der Georgier sofort erfolgte, da Gefahr im Verzug war. Um den Fall weiterzufolgen, hätte es aber vorschriftsgemäss einer bundesrätlichen Ermächtigung bedurft, die dann ausblieb. Die Spione wurden zurückgeschoben. «Das war eine Standardsituation.» Er habe, ergänzt Lauber, bisher keinerlei Druck der Politik bei seiner Amtsausübung gespürt: «Null. Ehrlich. Es gab keinerlei Eingriffe.»

### Installiert von Bismarck

Lauber tritt ein schwieriges Erbe an. Seit ihrer Gründung 1889 wird die Bundesanwaltschaft von Skandalen und Affären heimgesucht. Installiert wurde sie auf Drängen des deutschen Reichskanzlers Otto von Bismarck 1889, als dieser ultimativ von Bundesbern verlangte, entschiedener gegen in die Schweiz emigrierte deutsche Sozialdemokraten und «Terroristen»

vorzugehen. Die Geburtsprägung war somit eindeutig politisch, und von dieser Rolle hat sich die BA nie befreien können. Im Gegenteil: Sie verstand sich stets als politisch agierende Behörde, früher jahrzehntlang nach links, nach Ende der in den achtziger Jahren aufgefliegenen Fichenaftäre sofort nach rechts, heute vor allem gegen die Finanzwelt. Diese Rolle konnte sie spielen, weil sie immer unter dem Deckmantel «geheim» wirkte. Sie fühlte sich zu keiner Rechenschaft gegenüber niemandem verpflichtet. Wenn sie informierte, dann meistens selektiv in der geeigneten Presse.

Einschneidend war eine von der damaligen Justizministerin Ruth Metzler vorangetriebene Reorganisation der BA vor zehn Jahren. Damals wurde der Auftrag Richtung Wirtschaftskriminalität verschärft durch eine rasante Aufblähung des Apparats um Dutzende von Stellen. Weil die Anwälte des Bundes keine Aufgaben fanden, die sie ausgelastet hätten, wurden laufend neue erfunden – organisierte Kriminalität, bandenmässige Banken- und Finanzkriminalität, Russenmafia, Italienermafia – mit dem Zwang, um jeden Preis Erfolge zu liefern. Die Resultate sind bekannt. Acht Jahre lang ermittelte die BA mit teils illegalen Methoden gegen den Bankier Oskar Holenweger, der in allen Punkten freigesprochen wurde. Der Fall zog Fäden bis in die Politik. Ebenso bescheiden blieb die Ausbeute aus dem Monsterverfahren gegen die während Tausen-

---

### Lauber schwebt, wie er betont, mit seiner Bundesanwaltschaft kein «FBI der Alpen» vor.

---

der von Stunden abgehörte Motorradtruppe der Hells Angels. Laubers Vorgänger Valentin Roschacher und Erwin Beyeler mussten zurücktreten. Seit Anfang dieses Jahres versucht der Neue, ruhigere Gewässer anzusteuern.

«Ich verfolge keine Mission», besänftigt der Bundesanwalt, um gleich den Verdacht zu entkräften, auch er wolle im Stil amerikanischer «Supercops» die Schweiz beglücken. Lauber schwebt kein «FBI der Alpen» vor, sondern eine Strafverfolgungsbehörde unter 27 anderen kantonalen Strafverfolgungsbehörden, mit denen man zusammenarbeiten wolle, ohne sich über sie hinwegzuheben. Seine eigene Rolle definiert Lauber gezielt defensiv als gestaltender, aber – als Strafverfolger – zurückhaltender Chef, für den eine gute Aussen- und Innenkommunikation «60 Prozent der Miete» sei. Er suche keine «grossen und spektakulären Fälle», und er lege auch keinen «krankhaften Ehrgeiz» in seine Arbeit. Die Rolle eines eidgenössischen Grossinquisitors sei ihm zuwider.

### Noch nie so mächtig

Tatsache ist aber auch: Noch nie war die Bundesanwaltschaft so mächtig wie heute. Bis vor

kurzem war die Behörde dem Bundesrat und dem Bundesstrafgericht unterstellt. Die doppelte Aufsicht erlaubte es den jeweiligen Bundesanwälten, ihre Vorgesetzten gegeneinander auszuspielen – mit den bekannten Grenzüberschreitungen in den Fällen Holenweger und Hells Angels. Daraus wurden Lehren gezogen. Lauber wurde erstmals vom Parlament gewählt, und für die Aufsicht ist ein ebenfalls vom Parlament gewähltes siebenköpfiges Fachgremium zuständig. Obwohl die BA Teil der Exekutive ist, hat sich die Exekutive (Bundesrat) vollständig aus der Kontrollfunktion zurückgezogen.

Ob sich die neue Struktur bewährt, lässt sich noch nicht sagen. Erste Zweifel produzierte die Aufsicht, als sie Laubers Vorgänger Beyeler trotz klarer Verfehlungen im Amt belassen wollte. Ausserdem hat sie dem Fehlbaren widerrechtlich nach der Abwahl eine Abgangsschädigung in Form von Weiterbeschäftigung und höherem Rentenanspruch zugehalten. Es konnte zumindest der Eindruck entstehen, dass die Aufsicht sich mit dem Beaufsichtigten gegen das kritische Parlament solidarisierte. Die in Europa zu beobachtende Tendenz, dass die Strafverfolgungsorgane nur sich selber genügen («Unabhängigkeit»), bestätigte sich.

Lauber ist sich bewusst, dass er über eine beträchtliche Machtfülle verfügt und dass seine BA durch die neue Kontrolle unabhängiger ist als vergleichbare Behörden im Ausland. Den Vorwurf allerdings, seine Abteilung verfolge eine politische Agenda, weist er zurück. Der Bundesanwalt dürfe nie politisch handeln, aber er müsse über ein politisches Gespür verfügen, sagt Lauber. Man stehe im Rampenlicht, scharf beobachtet von den Kantonen, belauert von den Medien, die Erfolge erwarten, aber Misserfolge schonungslos kritisieren. Dass man die BA als «unschweizerische Behörde» empfinden könne, weil sie dem Föderalismus der kantonal organisierten Strafverfolgung widerspreche, anerkennt Lauber, aber er fügt gleich hinzu, er selber sei kein «Kreuzritter für mehr Zentralismus», er lobt die Kompetenz der kantonalen Staatsanwälte.

### Sein Rechtsverständnis

Lauber erzählt, wie ihn die öffentliche Abführung des ehemaligen deutschen Postchefs Klaus Zumwinkel am Morgen des 14. Februar 2008 vor laufenden Kameras – der Mann wurde der Steuerhinterziehung überführt – befremdet habe und seinem Rechtsempfinden nicht entspreche. Er sei Jurist geworden, weil ihn die Organisation einer Gesellschaft in rechtlicher Hinsicht interessiere. Gerechtigkeit sei für ihn allerdings ein heikles Wort. Was für den einen gerecht sei, könne von einem anderen als schreiendes Unrecht empfunden werden. Wäge er ab zwischen den Gütern Gerechtigkeit und Rechtsfrieden, werde er «immer» für den Rechtsfrieden plädieren. >>>

In unserem Gespräch kommt Lauber mehrfach sehr kritisch auf diese neue Kampfjustiz des Prangers, des «Benennens und Beschämens» zu sprechen («name them and shame them»). Er bezeichnet sie als «Umkehrung der bei uns gewohnten Standards». Die vorverurteilende öffentliche Abführung von Leuten wie Zumwinkel, das Winken mit schwarzen und grauen Listen zur Einschüchterung von Ländern – dies sieht Lauber im grösseren Zusammenhang einer ungemütlichen «Amerikanisierung und Anglizifizierung» rechtlicher Sitten.

Die Globalisierung zwingt die Behörden dazu, erklärt Lauber, aus den territorialen Grenzen des Rechts auszubrechen, vor allem in der Finanzwirtschaft. Immer mehr internationale Standards seien die Folge, wobei die grossen und mächtigen Länder hier naturgemäss ihr ganzes Gewicht ausspielten und immer mächtiger würden. Die gegenseitige Kontrolle nehme zu. So sei auch das Schweizer Bankkundengeheimnis auf äusseren Druck im Steuerbereich ausser Kraft gesetzt, aber deshalb noch lange nicht abgeschafft worden. Der Schutz der Privatsphäre werde in einer Welt wachsender Transparenzforderungen auf allen Seiten politisch auch wieder an Bedeutung gewinnen. Davon ist Lauber überzeugt.

Wie aber kann sich die Schweiz als Kleinstaat der Amerikanisierung, dieser Justiz des Prangers, entgegenstellen? Ein Kleinstaat, sagt Lauber, habe unmissverständlich seinen eigenen Rechtsstandpunkt zu erklären und zu verteidigen. Einen Teil dieser Überzeugungsarbeit habe er als Bundesanwalt zu übernehmen. Eine konsequente rechtsstaatliche Position, hofft Lauber, werde im Konzert der Grossen respektiert. Gleichzeitig müsse man selber rechtsstaatlich unangreifbar sein und eine saubere Weste haben. Das wiederum sei das Resultat einer intakten Schweizer Strafverfolgung, zu der die Bundesanwaltschaft ihren Beitrag leisten könne: «Kein Land ist im internationalen Umfeld schwach, ausser es macht sich selber schwach.»

### Theologie und Mathematik

Michael Lauber wurde 1965 geboren und wuchs 1,5 Kilometer nördlich von Olten in reizvoller Spannung als Sohn des örtlichen Pfarrers und einer Mathematikerin im Arbeiterdorf Trimbach auf. Der Vater war freisinnig und christkatholisch, also kein romtreuer Katholik, sondern ein der katholischen Liturgie verpflichteter Seelsorger, der den Unfehlbarkeitsanspruch des Papstes und das Zölibat ablehnte. Als Pfarrerssöhne seien sich er und sein fast gleichaltriger Bruder dessen bewusst gewesen, dass man der speziellen Beobachtung und Benotung durch die dörfliche Gemeinde ausgesetzt sei. Selbstkontrolle war die wesentliche Kindheitstugend.

Zu Hause habe es faszinierende Diskussionen über Mathematik und Theologie gegeben. Die Mutter habe die Mathematik als exakte Wissen-

schaft stets über die Theologie gestellt, während der Vater betont habe, dass eben nur die Theologie sich mit den letzten Dingen befasse, die die Mathematik nicht einmal annäherungsweise ergründe. Aus dem häuslichen Unentschieden zwischen Zahlenlehre und Metaphysik heraus entschied sich Lauber für die Juristerei. Ihm habe der missionarische Drang zur Theologie gefehlt, letztlich sei ein gewisses Misstrauen gegenüber Letztbegründungen für ihn prägend geblieben, wobei ihm das numerische Talent der Mutter nicht vererbt worden sei.

### Flirt mit dem Schnüffelstaat

Lauber machte 1992 das Anwaltspatent, wurde Untersuchungsrichter, wechselte zur Kriminalpolizei und war zwischen 1995 und 2000 Chef der Zentralstelle Organisierte Kriminalität im Bundesamt für Polizei. Hier sei er erstmals mit dem Dossier Geldwäscherei in Verbindung gekommen, was ihn nicht mehr loslassen sollte. Eine Affinität für Fragen des Finanzplatzes entwickelte sich. Wegen interner Differenzen kam es zur Trennung. Lauber



«Ganz klar nein!»: Lauber in seinem Büro.

wollte auf Weltreise, doch dann rief ihn der liechtensteinische Regierungschef nach Vaduz, um die neu geschaffene Financial Intelligence Unit, Meldestelle für Geldwäscherei, in Liechtenstein aufzubauen. Nach drei Jahren wurde er für den Chefposten des Liechtensteinischen Bankenverbandes angefragt. Man suche einen unabhängigen Kopf, der helfen solle, die internationalen Konflikte in Steuerfragen zu lösen. Lauber sicherte sich Freiräume und sagte zu, ehe er 2009 Präsident des Aufsichtsrates der Finanzmarktaufsicht Liechtenstein und zwei Jahre später Schweizer Bundesanwalt wurde. Anders als andere Geldwäschereibekämpfer vor

ihm will Lauber keinen Kreuzzug gegen den Finanzplatz führen. Er ist kein als Staatsanwalt verkleideter Antikapitalist. Der heilige Zorn einer Carla Del Ponte geht ihm ab. Es ist schwer vorstellbar, dass Lauber seine Ermittler im Morgengrauen auf unbescholtene Bankiers (Holenweger) oder zu Unrecht angeschwärmte Divisionäre (Peter Regli) loslässt. Aussagen deutscher Politiker, die Schweizer Banken betrieben «organisierte Kriminalität», weist er entschieden zurück: «Ganz klar nein!». Ebenso unzutreffend sei die Behauptung, die Schweiz sei ein Mekka der Geldwäscherei: «Auch falsch.» Sogleich allerdings schiebt er eine Relativierung nach. Es gebe kriminelle internationale Organisationen, welche den Schweizer Finanzplatz missbrauchten, und die Frage müsse gestellt werden dürfen, wie sich die Schweiz dagegen am besten zur Wehr setze. Man müsse darauf achten, ergänzt der Bundesanwalt, dass man punkto Informationsbeschaffung nicht den Zug verpasse.

Lauber beschreitet mit grösster rhetorischer Vorsicht ein politisches Minenfeld: «Ich bin ein freiheitlicher Mensch, aber man muss sich ohne Angst und ohne Tabu fragen, was man unternehmen könnte, um die organisierte Kriminalität besser zu bekämpfen. Dreissig Jahre Fichenaﬀäre, dreissig Jahre Tabu – vielleicht sollten wir ein anderes, sinnvolles Verhältnis zum Bestreben entwickeln, wie man die Abwehr gegen organisierte Kriminalität verbessern könnte.» Das Trauma des Fichenskandals verstelle den Blick auf eine zentrale Frage: «Wie viel Freiheit brauchen wir, wie viel Sicherheit wollen wir, wenn es um organisierte Kriminalität geht? Man sollte dies als Systemgedanke näher analysieren.» Lauber will das Arsenal der Strafverfolger aufrüsten – was ihm von bürgerlicher Seite mit Sicherheit den Vorwurf einbringen wird, er wolle zum Schnüffelstaat zurück, während die Linke griffigere Werkzeuge gegen mutmassliche Wirtschaftskriminalität begrüssen würde.

Alle von uns befragten Bekannten und Weggefährten aus Beruf und Militär stellen Lauber hervorragende Noten aus. Gelobt werden Kompetenz und Integrität, man bescheinigt ihm Augenmass. Skeptiker fürchten, Lauber könne sich als Schönwetterkapitän entpuppen, doch für ein Urteil sei es zu früh. Bei allen Qualitäten des um Balance bemühten Bundesanwalts bleibt der Gedanke ungemütlich, dass es in der Schweiz eine so mächtige wie unabhängige Strafverfolgungsbehörde gibt, die im institutionellen Gefüge der Eidgenossenschaft als Fremdkörper bisweilen gemeingefährliche Reibungen erzeugte. Lauber scheint vom Charakter und seinen bodenständigen Ansprüchen her besser als seine Vorgänger geeignet, den Schaden gering zu halten. Aber den Beweis, warum es seine hochdotierte Bundesanwaltschaft wirklich braucht, wird auch er noch anzutreten haben. ○



Essay

## Minder liegt falsch

Statt den Aktionären wirksam mehr Freiheit zu verschaffen, zwingt die populäre «Abzocker»-Initiative die Eigentümer in ein regulatorisches Korsett.

Eine liberale Alternative ist gefragt.

Von Samuel Hofmann

Mit dem marketingtechnisch klug gewählten Titel «Abzocker»-Initiative hat Thomas Minder einen Coup gelandet. Das Anliegen stösst in weiten Teilen der Gesellschaft auf grosse Sympathien. Auch viele bürgerliche Wähler unterstützen die Initiative, da sie gemäss weitverbreiteter Meinung die Rechte der Aktionäre stärkt. Tatsächlich ist eine Stärkung der Eigentümer dringend nötig. Durch die gesetzliche Trennung der Aufgabengebiete von Generalversammlung und Verwaltungsrat, welchem die Oberleitung der Gesellschaft übertragen wird, resultiert ein ungesundes Machtgleichgewicht zugunsten der Unternehmensleitung. Es wurden so die vielfach angeprangerten Selbstbedienungsläden ermöglicht.

Im heutigen Recht fehlen den Aktionären taugliche Möglichkeiten, von sich aus eine Vergütungsabstimmung zu beantragen, da dies nicht zu ihren Kompetenzen gemäss Art. 698 OR gehört. Sie sind auf den Goodwill des Verwaltungsrates angewiesen. Obwohl einige Gesellschaften auf Druck von Grossaktionären bereits Konsultativabstimmungen in ihren Unternehmen eingeführt haben, weigern sich andere Verwaltungsräte weiterhin erfolgreich, solche Abstimmungen durchzuführen.

Die einzige Legitimationsquelle für eine Vergütung ist jedoch das Einverständnis des Zahlenden. Dieser weiss selbst am besten, was ihm eine bestimmte Leistung wert ist. Wenn ein Eigentümer bereit ist, seinem Geschäftsführer ein Jahressalär von zwanzig Millionen Franken zu bezahlen, dann ist dies ein legitimer, freiwilliger Transfer zwischen zwei Parteien.

Wenn hingegen der Bezahlte sich selber bezahlt, hat dies nichts mehr mit Marktwirtschaft zu tun. Der Grundgedanke der freien Marktwirtschaft ist eben gerade, dass Personen, die ihr eigenes Geld in einer Unternehmung investiert haben, auch den entsprechend hohen Anreiz haben, dieses wirtschaftlich zu führen. Angestellte oder aber auch Chefbeamte in Staatsbetrieben verfügen nicht über Anreize in diesem Ausmass. Thomas Minder hat dies grundsätzlich erkannt.

Weshalb ist die «Abzocker»-Initiative trotzdem abzulehnen? Weil sie die Aktionäre in ein neues gesetzliches Korsett zwingt. Starre Vorschriften, bindende Verfahren und diverse Verbote, welche schlussendlich die Freiheit und Flexibilität der Eigentümer einschränken, prägen

die Initiative. Die Aktionäre müssten bindend sowohl über die Löhne der Verwaltungsräte als auch der Geschäftsleitung abstimmen, selbst wenn sie das gar nicht wollen. Es spricht aus Aktionärsicht zwar einiges für eine solche Abstimmung. Allerdings sprechen auch diverse praktische Probleme dagegen, da beispielsweise der Zeitpunkt des Amtsantritts von Geschäftsleitungsmitgliedern selten mit dem Datum der Generalversammlung zusammenfällt. Die Entscheidung, ob eine bindende Abstimmung stattfinden soll, sollte kapitaldemokratisch bei der



Diverse Verbote: Initiant Minder.

Generalversammlung liegen und nicht strikt vom Gesetzgeber vorgegeben werden.

Der indirekte Gegenvorschlag, welcher bei Ablehnung der Initiative automatisch in Kraft tritt, lässt den Aktionären immerhin die Wahl zwischen bindend und konsultativ. Weiter verbietet die Initiative eine breite Palette bestimmter Vergütungsarten wie beispielsweise Prämien für Firmenkäufe und -verkäufe.

Wieso sollten die Aktionäre aber gegen eine Prämie sein, sofern diese den Anreiz für die Unternehmensleitung richtig setzt, nämlich einen möglichst hohen Preis für den Verkauf einer Firma im Interesse der Muttergesellschaft

zu erzielen? Die Initiative nimmt den Eigentümern die Möglichkeit, selbst zu entscheiden.

### «Libertäre Aktiengesellschaft»

Eine liberale Lösung sollte daher auf Deregulierung statt auf Regulierung setzen. Das Alternativkonzept soll hier als «libertäre Aktiengesellschaft» bezeichnet werden und kennt keine gesetzliche Aufgabentrennung. In diesem Ideal konstituiert sich die Gesellschaft statutarisch selber. Der Organisationsteil des Aktienrechts müsste selbstverständlich weiterhin gewisse Schutzvorschriften für Minderheitsaktionäre bereithalten, damit das grundlegende System einer Kapitalgesellschaft nicht ausgehebelt werden kann. Kluge Aktionäre würden auch hier dem Verwaltungsrat und der Geschäftsleitung das Tagesgeschäft überlassen und diesen so wenig wie möglich dreinreden – wo sie es für nötig erachteten, aber schon.

In der sich selbst konstituierenden libertären Gesellschaft wäre jede Entscheidung letztendlich aktiv oder passiv durch die Eigentümer legitimiert. Diese hätten somit die Möglichkeit, Vergütungsabstimmungen durchzuführen oder auch nicht, bestimmte Vergütungsarten statutarisch zu verbieten oder auch nicht, einjährige Amtsdauern festzuschreiben oder auch nicht. Der wirtschaftliche Erfolg zeigt, was die richtige Lösung ist. Die Unternehmen könnten ihr Organisationsmodell und ihre Verfahren flexibel den unterschiedlichen Marktrealitäten anpassen.

Die beschränkte Haftung des Aktionärs ist ein Argument dagegen, dieses kann aber weitgehend entkräftet werden. Die Generalversammlung kann natürlich keine gesetzeswidrigen Beschlüsse wie Gläubigerschädigung fassen. Die geschäftsführenden Organe wären weiterhin zur sachgemässen Umsetzung der Generalversammlungsbeschlüsse verpflichtet. Für rein unternehmerische Fehlentscheidungen können auch heute im Grundsatz keine natürlichen Personen haftbar gemacht werden.

Als alternative Rechtsform könnte die libertäre Aktiengesellschaft der bald völlig überregulierten und starren herkömmlichen Aktiengesellschaft gegenübergestellt und so die Attraktivität der Schweiz als Wirtschaftsstandort weiterhin sichergestellt werden.

Samuel Hofmann leitet den Innendienst der *Weltwoche* und beschäftigt sich im Rahmen seiner Bachelor-Thesis mit dem Aktienrecht und der «Abzocker»-Initiative.

# Biel der Analphabeten

Lange war Biel fest in der Hand einer soliden rot-grünen Mehrheit. Am letzten Wochenende warf die traditionell links stehende Wählerschaft das Ruder herum, mit starken Sitzgewinnen für die SVP. Zu lange hatten die Machthaber die Augen vor den Problemen der Stadt verschlossen. *Von Alain Pichard*



*Zehn Jahre lang schwarze Zahlen:* Hans Stöckli (SP), ehemaliger Stadtpräsident, jetzt Ständerat.



*Willig, aber ratlos:* Stadtpräsident Fehr (SP).

Der linke Seniorenrat sollte es noch einmal richten. So zogen die Bieler Genossen mit einer ziemlich grauen Liste, auf der viele altbekannte Gesichter ein müdes Bild abgaben, in einen Wahlkampf, der für sie am letzten Wochenende in ein Fiasko mündete. Die traditionell linke Wählerschaft hievte erstmals einen SVP-Kandidaten in die Exekutive (Gemeinderat) und sorgte im Parlament (Stadtrat) für einen eigentlichen Rechtsrutsch: Fünf Sitzverluste für die Sozialdemokraten, ein Sitzverlust für ihre grünen Bündnispartner, Verlust der Mehrheit – und der triumphale Wiedereinzug der SVP mit neun Sitzen. Was ist passiert?

Die Arbeiterstadt am malerischen See, deren Bevölkerung zu Recht als aufgeschlossen, tolerant und innovativ gilt, hat in der Vergangenheit Beachtliches geleistet. Nach der Uhrenkrise der 1980er Jahre rappelte sich Biel wieder auf, zwischen den Industrieruinen blühten neue Unternehmen auf, brodelte die alternative Kulturszene, boomte der Bausektor. Unter der Führung des umtriebigen ehemaligen Stadtpräsidenten und heutigen Ständerates Hans Stöckli (SP) schrieb die Stadtkasse zehn Jahre lang schwarze Zahlen.

Das war einmal. Die vermeintliche Zukunftsstadt ist unsanft auf dem Boden der Realität gelandet. Mit einer Sozialhilfequote von sagenhaften 12,3 Prozent – der mittlere Wert in

den Schweizer Städten liegt bei 4,5 Prozent – schlägt Biel alle Rekorde. Wenn man sich die von der «Städteinitiative» erhobenen Zahlen etwas genauer anschaut, könnte einem erst recht schwindlig werden: Biel hat den höchsten Anteil an Langzeitsozialbezügern; jeder fünfte Jugendliche lebt von der Sozialhilfe; trotz vergleichsweise tiefer Mieten sind die jährlichen Nettobezüge der Bedürftigen rund 5500 Franken höher als etwa in der Stadt Bern.

Die Zahlen sind so erschütternd, dass man bei allem Verständnis für die Immigranten nicht länger über die Tatsachen hinwegsehen kann. Über ein Drittel der in Biel heimisch gewordenen Ausländer beziehen eine Leistung vom Staat (Sozialhilfe, ALV, IV, AHV, Ergänzungsleistungen). Bei der stets hochgehaltenen Bieler Integration, gemäss der die nächstfolgende Migrantengeneration gegenüber der vorherigen punkto Lebensqualität immer einen Schritt vorwärts gemacht hat, ist zumindest ein grosses Fragezeichen angebracht.

28 Prozent Ausländer gibt es auch in anderen Städten. Aber in Biel ist die Zusammensetzung etwas anders als in Basel oder in Winterthur. Hier leben mittlerweile über 5000 Muslime, das sind rund zehn Prozent der Bevölkerung. Das Stadtbild verändert sich vor allem in den Aussenquartieren. Dort gibt es Realklassen, in denen Migrantenkinder ganz unter sich sind

(das heisst: null Prozent Schweizer). Sechzig Prozent der Kindergärtler haben zu Hause keine der ortsüblichen Landessprachen gelernt. Trotz grossen Einsatzes der Lehrkräfte sind die Bieler Schulen im interkantonalen Vergleich auf den drittletzten Platz abgerutscht, jeder fünfte Jugendliche beschliesst die Schule als «struktureller Analphabet».

## «Alle waren zufrieden»

Seit drei Jahren schreibt Biel wieder Defizite. Zehn Millionen sollen es nächstes Jahr sein. An einem runden Tisch streiten die Parteien über dringend notwendige Sparmassnahmen, ein Konsens ist nicht in Sicht. Kürzlich verlangte ein grüner Stadtrat eine Untersuchung, die zeigen soll, weshalb die Sozialquote in Biel so hoch ist. In der Begründung des Antrags lieferte er das gewünschte Ergebnis auch noch gleich mit: «Die Untersuchung soll zeigen, dass die Stadt Biel keine Verantwortung für die explodierenden Zahlen hat, sondern dass Biel in einer besonderen Lage ist.»

Dass ein solches Postulat überhaupt überwiesen wird, zeugt von einer tiefgreifenden Demoralisierung. Jahrelang konnte es sich die komfortabel herrschende linke Mehrheit leisten, die Realität auszublenden. Sie hatte die moralische Deutungshoheit fest im Griff. Jeder Einwand wurde mit dem Totschlagargu-

ment «kalter Sozialabbau» abgewürgt. «Ich glaube» oder «ich fühle» – mit dieser Wendung wurde jeder unbequeme Einspruch vom Tisch gefegt, bevor er auch nur zu Ende formuliert war. «Gefühlt» wurde in Biel Jahr um Jahr am Sozialetat herumgekürzt, obwohl das Sozialbudget – der grösste Posten im Haushalt – Jahr um Jahr stieg. Der Journalist Reto Wissmann brachte das Problem im *Bund* so auf den Punkt: «Stöckli entschied, die Ratslinke winkte durch, und alle waren zufrieden.»

Erich Fehr, Stöcklis sozialdemokratischer Nachfolger, hat ein schwieriges Erbe zu verwalten. Die Probleme von Biel haben sich schon lange abgezeichnet. Doch die Linke beschränkte sich selbstgefällig darauf, diese zu bewirtschaften. Wenn 40 Prozent der Bevölkerung lediglich 4 Prozent des Steueraufkommens erbringen, kann das auf die Dauer nicht gutgehen. Dabei handelt es sich keineswegs um ein Naturereignis, sondern um eine Folge falscher Anreize, die über Jahre kultiviert wurden. Anstatt mit Menschen zu rechnen, die rechnen können, baute man einen institutionellen Betreuungsgürtel auf, der in Not geratene Mitbürger in die staatliche Abhängigkeit treibt und dort nicht mehr loslässt.

Allein im Umfeld der Bieler Schulen tummeln sich 35 Organisationen, die sich um alle möglichen Probleme kümmern. Die Angestellten dieser Institutionen, in ihrer überwältigenden Mehrheit dem rot-grünen Lager verpflichtet, trichterten ihrer Klientel eine Art Umkehrung der tradierten Grundwerte ein. Eigenverantwortung und Leistung kommen dabei nicht vor, in der aufpöpelnden Sonderbetreuung gibt es nur Opfer. Das im Kern völlig unbestrittene Anliegen der sozialen Solidarität wird damit in sein Gegenteil pervertiert. Und das wiederum führte zum Zuzug neuer Sozialfälle aus umliegenden Gemeinden, die sich die Frivolitäten der Vergangenheit nicht mehr leisten mochten.

### Sozialbehörde zahlt teure Privatschule

Wenn die Lehrerschaft etwa einem Schüler, der die Klasse permanent aufmischte, nach zahllosen Ermahnungen und Sitzungen das zehnte Schuljahr verweigert und wenn die Sozialbehörden diesem Schüler darauf zur Belohnung die teure Feusi-Privatschule bezahlen, dann ist dies ein fatales Signal. Solche Sitten müssen früher oder später zu einer kollektiven Demoralisierung führen, die schlimmer ist als eine vorübergehende Krise. Denn sie verhindert, dass Fehlentwicklungen erkannt und korrigiert werden.

Biel befindet sich in einem kritischen Zustand: Ein an sich williger, aber ratloser Stadtpräsident; eine mutlose und zersplitterte bürgerliche Opposition; eine wohl verunsicherte Linke, die sich stur an ihre gescheiterten

Rezepte klammert. Während die Stadt in dieser Pattsituation erstarbt, wachsen die leistungslosen Einkommen munter weiter. Das ist Gift für die jungen Leute, die sich auf den Ruhestand einrichten, bevor das Erwachsenenleben richtig begonnen hat.

Man kann nur hoffen, dass das Abstimmungswochenende – auf kantonaler Ebene erteilte der Souverän Steuererhöhungen eine klare Absage und beschloss dagegen eine radikale Senkung der Motorfahrzeugsteuern – die Bieler Politszene aus ihrer Agonie weckt. Vielleicht sollte sich Erich Fehr an die Anfänge seines Vorgängers Hans Stöckli erinnern. Auch dieser übernahm die Stadt in einer desolaten finanziellen und sozialen Lage. Doch Stöckli erwies sich als lernfähig. Nach zwei gescheiterten Versuchen, die Steuern zu erhöhen, besann er sich auf die Stärken seiner Stadt. Er suchte die Zusammenarbeit über die Parteigrenzen hinweg, setzte einen rigorosen Personalabbau durch, überwand fortschrittsfeindliche Bauhemmnisse, zog Investoren an und sorgte damit für die eingangs erwähnte zwanzigjährige Bieler Erfolgsstory.

Alain Pichard wurde am letzten Wochenende als Vertreter der Grünliberalen im Bieler Stadtrat mit dem zweitbesten Resultat aller Kandidierenden wiedergewählt.

MEHR FREIRAUM  
FÜRS LEBEN.  
DER NEUE KIA CEE'D\_SW.



MEHR AUTO FÜRS GELD  
[www.kia.ch](http://www.kia.ch)



HVS Forch

cee'd\_sw



The Power to Surprise

Der neue cee'd Sportwagen ist ein multifunktionaler Grossraum-Kombi der Extraklasse. Ideal für die Familie, Ferienreisen, Business sowie Sport- und Freizeitaktivitäten. Dazu verblüfft er mit sportlichem Charme und einer Top-Ausstattung par excellence!

cee'd\_sw 1.4 L CVVT 100 PS ab CHF 19'777.-

Verbrauch gesamt l/100 km (Energieeffizienzklasse, CO<sub>2</sub> g/km) – Durchschnitt aller Neuwagen 159 g/km –  
1.4 L CVVT man. 6,1 (C, 136), 1.6 L GDI man./DCT\* 5,9/6,3 (C/C, 131/141), 1.6 L CRDi man./aut. 4,2/5,6 (A/B, 110/149). 7 Jahre Werkgarantie.  
Preisangaben: empfohlene Nettopreise inkl. MwSt. \* DCT = Doppelkupplungsgetriebe. Abgebildetes Modell: cee'd\_sw 1.6 L GDI/CRDi Style (mit Optionen).



KIA Motors AG, 5745 Safenwil, 062 788 88 99



Wer sich ab und zu in Frauenkleidern austobt, muss sich deswegen noch lange nicht umoperieren lassen.



«Erhöhte Suizidrate»: Klinikdirektor Giovanoli.



«Keine Fallpauschale»: Gregor Lüthy.

## Der kleine Unterschied

Krankenversicherungen müssen laut Gerichtsurteil Geschlechtsumwandlungen bezahlen. Selbst wenn sich eine Rentnerin zum Mann umoperieren lässt. Kosten von über 100 000 Franken sind die Regel. *Von Peter Keller*

Zimperlich ist Alfredo Müller\* sicher nicht. Er arbeitet als plastischer Chirurg, übt das rustikale Handwerk aus, das die Menschen am Ende des Tages schöner machen soll. Trotzdem staunte er über den Patienten, der ihm vor ein paar Wochen durch einen Hausarzt zugewiesen wurde. Der Mann wollte sich Wulste im oberen Brustbereich entfernen lassen. Für Müller eigentlich Routinearbeit – wäre da nicht ein kleiner Unterschied gewesen: Sein Patient war bis vor kurzem eine Frau. Nun störten ihn nach der Geschlechtsumwandlung die eher weiblich anmutenden Pölsterchen.

Den Wunsch nach einem Eingriff konnte Chirurg Müller absolut nachvollziehen. Für ihn sind Schönheitsoperationen nicht per se verpönt, sondern eine Dienstleistung. Was ihn aber irritierte: Offensichtlich war diese operative Geschlechtsumwandlung in fortgeschrittenem Alter vorgenommen worden.

Der Mann war bereits über 65 Jahre alt und Rentner. Was Müller zusätzlich als Bürger und Steuerzahler störte: Die Kosten der anfallenden Nachbehandlung, liess der Hausarzt ausrichten, würden vollumfänglich unter die Pflichtleistungen der Krankenversicherer fallen.

Mit anderen Worten: Jede Schweizerin und jeder Schweizer kann sich auf Kosten der Allgemeinheit ins andere Geschlecht umwandeln lassen, sofern Transsexualismus, wie das Krankheitsbild medizinisch korrekt heisst, vorliegt. Immerhin sieht das Gesetz einige Hürden vor, um falsche oder voreilige Diagnosen zu verhindern. Eine Operation darf erst ab dem 25. Altersjahr und nach eingehenden psychiatrischen und endokrinologischen (die Hormondrüsen betreffen) Untersuchungen erfolgen. Diese Beobachtungsphase sollte mindestens zwei Jahre andauern.

Pietro Giovanoli, Direktor der Klinik für Plastische Chirurgie des Universitätsspitals Zürich, warnt denn auch: «Transsexualismus ist keine einfache Diagnose. Es gilt, diesen abzugrenzen von einem Transvestitismus, einer Psychose oder einer nicht auslebenden Homosexualität.» Wer sich ab und zu in Frauenkleidern austobt, muss sich deswegen noch lange nicht umoperieren lassen. Professor Giovanoli betont deswegen den interdisziplinären Behandlungsansatz. Das fange mit der psychiatrischen Abklärung und der psychotherapeutischen Begleitung an. «Es braucht aber auch rund um die Operation einen Psychiater zur Seite. Wir haben es bei Transsexualismus mit einer statistisch erhöhten Suizidrate zu tun.» Wer zu grosse Hoffnungen mit einer Geschlechtsumwandlung verknüpft, fällt nach der Operation in ein umso tieferes Loch: weil das Lebensglück

nicht nur an einem fehlenden (oder überflüssigen) Penis hängt.

Geschlechtsumwandlungen werden heute vollumfänglich durch das Krankenversicherungsgesetz (KVG) abgedeckt. Das war nicht immer so. Das Eidgenössische Versicherungsgericht anerkannte erstmals 1979 Transsexualismus als Krankheit. Damals stellte die operative Geschlechtsumwandlung jedoch noch keine Pflichtleistung der Krankenkasse dar, was sich ab 1988 änderte; 1994 gab es nochmals eine Ergänzung: Seither müssen auch die Kosten der Wiederherstellungs- und der plastischen Chirurgie übernommen werden, durch welche der Patient mit neuen Geschlechtsorganen versehen wird.

### Strassburg rügt das Bundesgericht

Die Irritation des Chirurgen Alfredo Müller kommt nicht von ungefähr. Ob medizinische Leistungen in den Grundversicherungskatalog fallen (beispielsweise Barthaarentfernung, Verkleinerung des Adamsapfels, Stimmkorrektur), ist eine Frage der Rechtsauslegung. Hier haben Juristen beziehungsweise Richter das letzte Wort und nicht Mediziner oder Politiker. Die (Kosten-)Folgen tragen die Krankenversicherer und mit ihnen die Prämienzahler, die sich normalerweise gegen allgemeine Krankheiten von Grippe bis Herz-Kreislauf-Problemen versichert glauben. «Was als Kassenleistung gilt, unterliegt einem ständigen Wandel», erklärt Professor Pietro Giovanoli und zeigt Verständnis, wenn sich die Versicherer gegen übertriebene Forderungen wehren: «Bei zusätzlichen Leistungen wie zum Beispiel Barthaar-Weglasern oder Verkleinerung einer grossen Nase sagen die Krankenkassen mit einem gewissen Recht, das sei keine Kassenleistung.»

Mitunter wird bis zu den höchsten Instanzen hinauf um die Anerkennung der Kosten gestritten. Das zeigt das Beispiel von Nadine Schlumpf. Sie liess sich 2004 mit 67 Jahren zur Frau operieren. Der Fall war der *Süddeutschen Zeitung* eine grössere Reportage wert. Fast schon poetisch schildert der Autor den Moment unmit-

telbar nach der Operation: «Nadine Schlumpf wacht aus der Narkose auf. Als Erstes fühlt sie nach ihren Brüsten. Es sind zwei Implantate, die Nadine das richtige Körpergefühl geben. Ihre Geschlechtsorgane sind einbandagiert, darunter verbirgt sich die neu geformte Scheide mit den Schamlippen. Nadine spürt keinen Schmerz. Nur Glück. Und Freude. Es ist der Start in ein neues Leben. Als Frau.»

Herr Schlumpf blieb allerdings auch als Frau Schlumpf streitbar. Da sie die vorgeschriebene zweijährige Abklärungsphase nicht abwarten mochte, entschied das Bundesgericht, Frau Schlumpf habe die 42'730 Franken Operationskosten selber zu tragen. Schlumpf zog ihren Fall weiter bis vor den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR). Strassburg korrigierte die Kollegen in der Schweiz. Das Bundesgericht habe die Zweijahresregel «zu mechanisch» angewandt und habe der besonderen Situation einer 67-jährigen Person und ihrer Lebensgeschichte zu wenig Rechnung getragen.

Das Bundesgericht wies die Einmischung von aussen unüblich scharf zurück. Der Streit unter den Rechtsgelehrten ist damit noch nicht entschieden. Der emeritierte Professor für öffentliches Recht und Rechtsphilosophie, Jörg Paul Müller, bezeichnete die Kritik des Bundesgerichts am Strassburger Entscheid 2010 als «übertrieben» und «ungerechtfertigt». Man habe den EGMR «schulmeisterlich» in die Schranken weisen wollen. «In der Schweiz», belehrt Jörg Paul Müller weiter, «gilt das Recht der Europäischen Menschenrechtskonvention gleichrangig – wenn nicht höherrangig – mit dem Landesrecht.» Das Bundesgericht kam auf seinen Entscheid zurück. Die Versicherung musste zahlen. Wohl kaum jemand ging bei der Unterzeichnung dieser Menschenrechtskonvention davon aus, dass der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte in einen Rechtshandel rund um die Kosten einer Geschlechtsumwandlung eingreift.

Seit Anfang 2012 müssen die Spitäler mit sogenannten Fallpauschalen abrechnen. Eine medizinische Leistung wird möglichst exakt definiert, und jedes Spital in der Schweiz be-

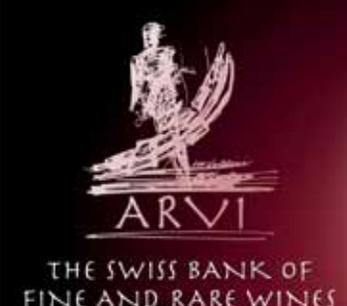
kommt für die gleiche Leistung den gleichen Betrag (Fallpauschale). Arbeitet das Spital effizienter, kann es sich die Differenz gutschreiben. Wird der Eingriff aufwendiger, muss es den Verlust tragen.

### Lebenslange Hormonbehandlungen

Auch die Operationen zur Behandlung von echtem Transsexualismus fallen unter dieses Regime. Wie rechnen die Spitäler ab? Welche Kosten müssen die Krankenversicherungen für eine Frau-Mann-Umwandlung übernehmen? Die angefragten Stellen nennen auffallend unterschiedlich hohe Kosten. Eine eigentliche «Fallpauschale Transsexualismus» existiert nicht. Zu unterschiedlich seien die einzelnen Fälle, betont Gregor Lüthy vom Universitätsspital Zürich: «Für eine <Beispiel>-Geschlechtsumwandlung Frau-zu-Mann haben wir die vier notwendigen Eingriffe nach den geltenden Tarifen rechnen lassen. Alle vier Operationen kosten die Krankenkasse jeweils etwa 26 000 Franken.» Es müssten aber nicht immer alle vier Operationen durchgeführt werden.

Im Universitätsspital Basel haben in den Jahren 2010 und 2011 insgesamt neunzehn Patienten eine geschlechtsumwandelnde Operation an sich vornehmen lassen. Die Durchschnittskosten, so Andreas Bitterlin, Leiter Kommunikation, beliefen sich bei einer Frau-Mann-Behandlung auf rund 38 000 Franken. Bei diesen Beträgen sind die psychiatrischen Abklärungen und Behandlungen nicht dabei. Ein grosser Schweizer Krankenversicherer hat der *Weltwoche* die Zahlen eines anonymisierten Falles zur Verfügung gestellt: Die Spitalkosten beliefen sich auf 58 000 Franken – dazu kamen 71 000 Franken für die psychiatrische Behandlung. Auch die lebenslangen Hormonbehandlungen und andere wiederkehrende medizinische Untersuchungen in der Höhe von mehreren tausend Franken jährlich sind durch die Grundversicherung abgedeckt. So kann Nadine Schlumpf ihren Lebensabend als Mann finanziell unbelastet geniessen.

\* Name der Redaktion bekannt.



ARVI SA · Via Pedemonte 1  
CH-6818 Melano  
T +41 (0)91 649 32 88  
F +41 (0)91 648 33 75  
info@arvi.ch · www.arvi.ch

FÜR JEDEN GESCHMACK DER RICHTIGE WEIN DIREKT NACH HAUSE!

WWW.ARVI.CH

MASSETO – TENUTA DELL'ORNELLAIA 2009

CHF 399.60  
sehr limitierte Verfügbarkeit

ARVI-HIGHLIGHTS DER WOCHE

- Le Difese – Tenuta San Guido 2010  
CHF 19.45 Ab 36 Flaschen CHF 18.35
- Guidalberto (2nd Vin Sassicaia) – Tenuta San Guido 2010  
CHF 30.25 Ab 36 Flaschen CHF 29.15
- Le Volte – Tenuta dell'Ornellaia 2010  
CHF 20.50 Ab 36 Flaschen CHF 19.45
- Guado al Tasso – Antinori 2007  
CHF 64.80 Ab 36 Flaschen CHF 62.65
- Tignanello – Antinori 2009  
CHF 61.55 Ab 36 Flaschen CHF 59.40
- Le Cupole – Tenuta di Trinoro 2010  
CHF 28.10 Ab 36 Flaschen CHF 25.90
- Ornellaia – Tenuta dell'Ornellaia 2009  
CHF 156.60 Ab 36 Flaschen CHF 145.80
- Saffredi – Fattoria le Pupille  
Elisabetta Geppetti 2009  
CHF 48.60 Ab 36 Flaschen CHF 45.35
- Il Carbonaione – Podere Poggio  
Scalette 2009  
CHF 37.80 Ab 36 Flaschen CHF 34.55
- Testamatta – Bibi Graetz 2009  
CHF 97.20 Ab 36 Flaschen CHF 86.40
- Champagne Dom Perignon –  
Moët & Chandon 2003  
CHF 135.– Ab 36 Flaschen CHF 129.60
- Alion – Vega Sicilia 2008  
CHF 52.90 Ab 36 Flaschen CHF 51.85
- Aalto – Aalto 2009  
CHF 36.70 Ab 36 Flaschen CHF 34.55

Preis pro Flasche inkl. MwSt. / 75cl, Zwischenverkauf vorbehalten. Transport nicht im Preis enthalten.

# Die EU ist die coolste Hölle auf Erden

Ich lebte mehrere Monate in Brüssel, um die von rechts angefeindete Europäische Union zu studieren. Mein wichtigster Befund: Die vielgeschmähte EU-Bürokratie zeigt, wie ein von kurzfristigem Denken befreiter Apparat vernünftige Lösungen entwickeln kann. *Ein Essay von Robert Menasse*



**Ohnmächtig:** Kommissionspräsident Barroso (l.) mit Ratspräsident van Rompuy in Brüssel.

Natürlich ist die EU in ihrem Ansatz ein Elitenprojekt. [...] Elitenprojekt – das klingt natürlich ganz schrecklich in den Ohren von Demokraten. Aber drückt sich darin wirklich ein demokratiepolitisch begründetes Misstrauen aus? Tatsächlich zeigt sich in dieser Denunziation der EU als ein «Elitenprojekt» nicht die Befürchtung vieler Menschen, ihre politischen Partizipationsmöglichkeiten zu verlieren (sinkende Wahlbeteiligungen auch bei nationalen Wahlen sprechen da eine deutliche Sprache), sondern wesentlich eine Abwehrhaltung gegen den Verlust ihrer nationalen Identität. «Elite» steht und stand ja nie in Widerspruch zu «Demokratie» (zumindest – und das ist so evident, dass es hier keiner Belege dafür bedarf – in den bürgerlichen Demokratien der Nationalstaaten), sondern im Gegensatz zu «Volk», und dieser Widerspruch wurde klassisch durch das

«Gemeinsame» der «nationalen Identität» aufgehoben.

In der Kritik an den Demokratiedefiziten der EU zeigt sich in Wirklichkeit das Unbehagen am schleichenden Verlust einer Identität, die objektiv ohnehin immer Chimäre war, aber doch die Eliten und das Volk, in Abgrenzung von anderen, innerhalb einer Nation zusammenhalten konnte. Deshalb geschieht all dies gegenwärtig gleichzeitig, befeuert sich wechselseitig: die wachsende Kritik an den europäischen Demokratiedefiziten, die Wut auf die «eigenen» Eliten, die international verflochten und engagiert sind, und die wachsende Renationalisierung.

Wenn Sie nun die Wahl hätten zwischen einem souveränen Nationalstaat, der in geordneten rechtsstaatlichen Verfahren Ihre nationalen Interessen vertritt, und einem bürokratischen, von Eliten begründeten und

geführten Moloch, der in einem undurchschaubaren Regulierungswahn die Vielfalt der europäischen Kulturen gleichschalten will und Sie dann noch dazu zwingt, mit Ihrem Steuergeld einen korrupten fremden Staat von Steuerbetrügnern durchzufüttern – wie würden Sie sich entscheiden?

## Lob des «Elitenprojekts»

Sie würden – ach, wir wissen es! Was Sie nicht bedenken, ist, wie sehr es bei einer solchen so unschuldig anmutenden «demokratischen» Entscheidung auf die Formulierung der Wahlmöglichkeit ankommt und darauf, sie zu hinterfragen. Was zum Beispiel sind «nationale Interessen»? Können Sie mir erklären, was Ihre berechtigten «nationalen Interessen» sind, und zwar so, dass mir unmittelbar einsichtig ist, dass nur Sie als – sagen wir – Angehöriger der deutschen Nation diese Interessen mit gutem Grund haben, während kein Portugiese, kein Holländer, Italiener oder Litauer diese Interessen haben kann? Können Sie mir diese Ihre Interessen nennen, die im Sinne der Menschenrechte legitim sind und zugleich einzigartig in Europa und weltweit? Was sollte das sein? Oder ist es nicht vielmehr so, dass alles, was Sie als Ihr nachvollziehbares Interesse formulieren können, ebenso im Interesse von Portugiesen, Griechen, Holländern und so weiter wäre?

Sie haben ein Problem damit, dass die EU ein Elitenprojekt ist und nicht Ausdruck eines «Volkswillens»? Wie wäre es mit folgender Formulierung: Wenn Sie wählen können zwischen einem Nationalstaat, der, finanziert durch Ihr Steuergeld, wesentlich die Interessen einer kleinen Gruppe von nationalen politischen und wirtschaftlichen Eliten vertritt und bereit ist, diese Interessen unter Umständen auch mit Gewalt durchzusetzen, deren Opfer dann garantiert Sie sind, oder einer freien Assoziation freier Bürger, deren supranationale Institutionen Ihre Freiheitsrechte wahren und den Frieden sichern, wo immer Sie auf diesem Kontinent leben, wohin immer Sie reisen und wo immer Sie sich niederlassen und Ihr Glück suchen?

Wie gesagt: Es sind nur Formulierungen.

Aber die, zu der eine grosse Mehrheit so spontan nickt, ist lächerlicher als die etwas schöngefärbte andere.

Und warum wird das, was in jedem Staat kurz und gut «Verwaltung» heisst, in Diskussionen über die EU immer gleich als «Beam-

tendiktatur» oder «Bürokratenmoloch» bezeichnet? Alle alten Klischeebilder von Beamten, alle klassischen Vorurteile in Hinblick auf Beamte werden nun nach «Brüssel» projiziert, für alle Missstände, Defizite, Probleme, Widersprüche, für alle Verdrossenheit wird der europäische Beamtenapparat verantwortlich gemacht. Alles ist immer gleich «Wahn»: Regulierungswahn, Abkürzungswahn. «Die EU» erscheint heute in der öffentlichen Wahrnehmung zunächst als eine monströs aufgeblähte Bürokratie, der Beamte in seiner Burg als das Grundübel. Eine Reflexion über die gegenwärtige Verfasstheit Europas muss daher mit einer Untersuchung des Beamten beginnen. [...] Der «Brüsseler Bürokrat» ist [...] ein historisch völlig neuer Beamtentypus, der erste, der nicht seinem Regenten oder seiner Regierung verpflichtet ist, und der erste, der selbst immer wieder staatliche Bürokratie in Frage stellt und deren Regeln oder Entscheidungen gegebenenfalls korrigiert oder aufhebt. Dies allein ist schon ein sehr spannender Sachverhalt und vor allem Ausdruck grosser historischer Vernunft, wenn man an die Verheerungen durch die blinde «Administrierung» sogenannter nationaler Interessen denkt, worauf das europäische Einigungsprojekt ja die historische Antwort ist – aber das habe ich auch erst gelernt, als ich nach Brüssel übersiedelte, um «den Beamten» kennenzulernen, den wirklichen, sozusagen den leibhaftigen.

### Überraschung auf Überraschung

Ich erlebte Überraschung auf Überraschung, als gäbe es die geheime Übereinkunft, sämtliche Klischees und Phantasiebilder, die gemeinhin vom Eurokraten existieren, durch das Gegenteil in der Realität zu widerlegen.

**Erste Überraschung** — Die Kommission ist eine offene und transparente Institution. Ich fand offene Türen vor und auskunftsbereite Beamte. Und wenn man in den Korridoren des Berlaymont-Gebäudes plötzlich zu einer Flucht von verschlossenen Türen kommt, dann ist das ein Sonderfall, dann befindet man sich in der Generaldirektion für Kultur (aber das ist eine eigene Geschichte).

**Zweite Überraschung** — Die Brüsseler Bürokratie ist extrem schlank. Die EU hat zur Verwaltung des ganzen Kontinents weniger Beamte zur Verfügung als die Stadt Wien allein.

**Dritte Überraschung** — Die Brüsseler Bürokratie ist extrem sparsam und bescheiden. Die Arbeitszimmer der Beamten sind, selbst in den oberen Etagen der Hierarchie, funktional, sonst nichts. Da gibt es kaum Annehmlichkeiten und keinen Luxus.

**Vierte Überraschung** — Die Brüsseler Bürokratie ist unglaublich billig. Die Europäische Union hat ein Budget in der Höhe von einem Prozent des europäischen Bruttosozialprodukts. Für die Verwaltung eines ganzen Konti-

nents und für die Erfüllung all ihrer Aufgaben stehen den EU-Institutionen (also der «Bürokratie») jährlich sechs Prozent dieses Budgets zur Verfügung, das sind also bloss 0,06 Prozent des europäischen BIP. Es gibt keinen staatlichen Verwaltungsapparat und kein grosses politisches Projekt, das so billig ist. Die Kosten für die deutsche Wiedervereinigung zum Beispiel beliefen (und belaufen) sich auf vier Prozent des westdeutschen BIP per annum. (Dies ist übrigens ein interessantes Exempel dafür, wie gross der Unterschied auch zwischen dem Preis von nationalem und europäischem Bewusstsein ist: Für deutsches Nationalbewusstsein sind die Kosten der deutschen Wiedervereinigung nicht zu hoch, und wenn, dann doch notwendig – aber die Kosten für die europäische Vereinigung erscheinen astronomisch. Für europäisches Bewusstsein sind die Kosten der europäischen Vergemeinschaftung verblüffend bescheiden, die Kosten für die Ver-

---

### Die Beamten sind lustig. Ich traf kaum trockene und verknöcherte Menschen.

---

einigung der beiden deutschen Staaten aber zu einem beträchtlichen Teil hinausgeworfenes Geld. Denn durch einen EU-Beitritt der DDR, ohne den Umweg einer grossdeutschen nationalen Wiedergeburt, wäre die Modernisierung der DDR durch EU-Förderungen wesentlich billiger gekommen und sicherlich weniger demütigend verlaufen.)

**Fünfte Überraschung** — Die Beamten sind lustig. Ich traf kaum trockene und verknöcherte Menschen. Durch ihre Arbeit am europäischen Projekt wurden die Merkmale ihrer jeweiligen nationalen Identität zu Schrullen, mit denen sie selbstironisch umgehen. Man kann auch sagen: Befreit von nationaler Verbiesterung, wird Mentalität erst zur Kultur.

Zeitweise sah ich in diesen Menschen, die das fiktionale Bild des Beamten konkret widerlegten, doch auch wieder selbst eine Fiktion, eine neue: Sie sind oftmals in ihrer Praxis, ihrer Arbeit, ihrem Lebensentwurf schon das, was doch zweifellos attraktiv wäre zu werden, nämlich echte Europäer: polyglott, hochqualifiziert, aufgeklärt, verwurzelt in der Kultur ihrer Herkunft, allerdings befreit von der Irrationalität einer sogenannten nationalen Identität.

### Hintereingang zum Paradies

Die vielgeschmähte EU-Bürokratie zeigt, wie ein von kurzfristigem Denken befreiter Apparat vernünftige Lösungen entwickeln kann. Das war ja immer schon die Idee hinter der Pragmatisierung von Beamten: sie von den Machtrochaden in den Regierungen freizuspielen, damit sie das Wohl der Gesellschaft über Legislaturperioden hinweg im Auge behalten können. Die EU-Kommission tut sehr

oft genau das. Was da von hochqualifizierten, aufgeklärten, rational denkenden Menschen ausgearbeitet wird, wird danach von den provinziellen Rückzugs-Verteidigern des Nationalstaats wieder zerstört – denn diese denken nur daran, was sie ihren Wählern als Erfolg verkaufen können: das, was sie an Vorteil «für sie ganz allein» gegen die EU, auf Kosten anderer, «herausgeholt» haben. Weil die nationalstaatlichen Demokratien nicht anders können, wandern die wichtigen Themen – Sozialpolitik, Steuern, Asyl, Migration, Mindestlöhne – nicht auf EU-Ebene, sondern werden zur Verhandlungsmasse in einem Gegeneinander der Nationalstaaten. Da kann aber «die EU» nichts dafür: Die Beamten in der Kommission ständen bereit für eine einheitliche Steuer-, Sozial- und Migrationspolitik. Es sind die nationalen Provinzpolitiker, die sie nicht lassen, weil sie diese Themen als Pfand für ihren Machtverlust an die EU und auch weil sie demagogisch-populistische Scheinlösungen als Droge für ihre Wähler behalten wollen. Dadurch, nicht durch einen angeblich abgehobenen Beamtenapparat, sondern durch die nationalstaatlichen Demokratien, wird die Demokratisierung der EU verhindert: Sie würde unseren Provinzpolitikern das Wasser abgraben. Das ist das wahre Drama der EU – dass Rechtszustand und Rationalität durch Beamte repräsentiert werden, die «Demokratie» aber von jenen, die vernünftige Lösungen hintertreiben müssen, um überhaupt demokratische Legitimation erobert zu können. Das Problem der EU ist, dass sie in Hinblick auf supranationale Lösungen zu wenig Kompetenzen hat, nicht zu viele, und schuld sind die, die wir wählen dürfen: die nationalen Regierungen.

Man sollte glauben, dass die Jahrzehnte glücklicher Kompromisskultur (geradezu exemplarisch in Österreich) zu einer selbstverständlichen Anerkennung der komplizierten Kompromisse auf EU-Ebene führen müssten. Tatsächlich aber zeigt sich im Aufbrechen nationaler Ressentiments und in der Wut auf Kompromisse auch hier die wahre Herausforderung: den Demokratie-Begriff neu zu interpretieren und seine nationalstaatlichen Ausprägungen auf der Sondermülldeponie der Geschichte zu entsorgen.

Nach der Vertreibung aus dem Paradies ist noch nirgendwo auf der Welt zumindest sein Hintereingang wiedergefunden worden. Alles ist daher wert, dass man es kritisiert. Aber solange das so ist, sollte man anerkennen: Die EU ist die coolste aller Höllen auf Erden.

**Robert Menasse**, geboren 1954, gehört zu den renommiertesten österreichischen Autoren. Die Essays des vielfach preisgekrönten Literaten lösen regelmässig breite Debatten aus. Dieser Text ist ein Vorabdruck aus dem neuesten Buch Menasses: «Der europäische Landbote», Zsolnay, 112 S., Fr. 17.90, und erscheint in diesen Tagen.

# Zwischen Bestechung und Anreiz

Glencore-Chef Ivan Glasenberg offeriert seinem Rivalen, Xstrata-Chef Mick Davis, den Chefposten und 50 Millionen Pfund in bar. So will er der Fusion der beiden Rohstoff-Giganten in letzter Minute zum Durchbruch verhelfen. Das Manöver ist nicht im Sinn der Aktionäre. Von R. James Breiding



«Super-Zyklus»: Xstrata-Kupfermine im australischen Mount Isa.

Auf dem Spiel steht die 56-Milliarden-Pfund-Transaktion, von der Glencore-Chef Ivan Glasenberg seit fünf Jahren träumt. Mit der Übernahme von Xstrata würde ein neues Zentrum im weltweiten Rohstoffhandel entstehen: Der weltgrößte Produzent von Zink würde gleichzeitig einen Drittel der Kohle für die Stromerzeugung kontrollieren sowie Weizen, Zucker und Öl in vierzig Ländern handeln. Der Coup ist von solcher Tragweite, dass die Kartellbehörden ihn wohl abblasen müssten, wenn sich das ganze an der Fusion beteiligte Kapital in nur einem entwickelten Land befände.

## Marc Richs *Enfant terrible*

Glencores Erfolgsmodell bestand darin, enge Verbindungen zu Geschäftsleuten und Regierungen in rohstoffreichen Ländern aufzubauen, die von den etablierten Rohstoffakteuren wegen Korruptionsgefahr gemieden wurden. Korruption kann überall dort vorkommen, wo Amtspersonen an viel längeren Hebeln sitzen, als dies in ihrem Gehalt zum Ausdruck kommt. Marc Rich, Gründer von Glencore (bis 1994 noch unter dem Namen Marc Rich & Co.), kannte die Spielregeln und war ihr Meister. In «The King of Oil» von Daniel Ammann wird er folgendermassen zitiert: «Bestechungsgelder wurden gezahlt, um Geschäfte zu dem Preis zu machen,

den auch andere zu zahlen gewillt waren. Der Preis war weder für die Regierung in kaufenden noch verkaufenden Ländern von Nachteil.»

Der heutige Glencore-Chef Ivan Glasenberg begann seine Karriere 1983 bei Marc Rich & Co.

## Rohstoff-Firmen und die Schweiz

Die Geschichte von Glencore geht auf Marc Rich zurück, der das Kartell der sieben Rohölkonzerne eigenhändig aufbrach. Xstrata kann sich eines ähnlichen Verdienstes rühmen: Das Unternehmen beendete die Hegemonie von etablierten Firmen aus der Kolonialzeit, etwa Anglo American, BHP und Rio Tinto.

Glencore und sein Vorgängerunternehmen Marc Rich & Co. gehörten in den letzten Jahrzehnten zu den grössten Wohlstandsmotoren der Schweiz. Auch global schaffen Rohstoff-Firmen wie Xstrata und Glencore Reichtum – ihr Börsenwert ist höher als derjenige von Ebay, Amazon und Amgen. In der Schweiz hat sich rund um den Rohstoffhandel eine Vielzahl von weiteren profitablen Firmen entwickelt. Die bekanntesten Namen sind Cargill, Gunvor, Trafigura und Vitol. (rjb)

Er lernte den späteren CEO von Xstrata, Mick Davis, an der Wits-Universität in Johannesburg kennen: Davis war Dozent, Glasenberg Student. Damals leitete Glasenberg die Geschäfte der Marc Rich & Co. in Hongkong und dann in Peking, bevor er nach Zug wechselte, um dort die Kohle-Division des Unternehmens zum profitabelsten Bereich zu machen. Als Rich 1994 in den USA wegen Umgehens von Sanktionen gegen den Iran sowie Steuerbetrugs angeklagt wurde, kauften Glasenberg und seine Partner den Gründer Marc Rich aus der Firma heraus und änderten den Firmennamen in Glencore. Glasenberg wurde 2002 zum CEO.

Kurz vor dem Ausverkauf brachte Marc Rich noch eine Firma zur Welt, die mittlerweile ein *Enfant terrible* für Glencore geworden ist – Xstrata. In den 90er Jahren sah Rich die Chance, sich langfristige Rechte an wertvollen Rohstoffen zu sichern. Im Austausch bot er Förderabgaben (Royalties) für die Dauer des Abbaus. Ursprünglich von einem reinen Handelsgeschäft kommend, beschloss er, einen Schritt weiter zu gehen und direkt Minen zu erwerben. Ein kühner Schritt für einen Händler, dessen einziges Vermögen aus ein paar Computern und Telefonen bestand und der sein Geld vorwiegend mit dem Drücken von Knöpfen und dem Vermitteln von Kontakten verdient hatte.

Marc Rich & Co. war ein Unternehmen in privater Hand. Doch obwohl die Gesellschafter sehr wohlhabend geworden waren, bewegte sich Rich mit dem Ankauf von Minen in eine Dimension, die seine Mittel überstieg. Er entdeckte 1993 eine in der Schweiz kotierte Gesellschaft namens Sudelektra. Mit Hilfe der UBS kaufte er die Mehrheit am Kapital, löste die bisherigen Geschäftstätigkeiten heraus und benutzte sie als Vehikel, um Minen zu kaufen. Später änderte er den Namen in Xstrata.

Die ursprüngliche Idee war es, Fremdkapital zu günstigen Konditionen aufzunehmen (sogenannt doofes Geld, *dumb retail money*, wie man unter Händlern zu sagen pflegt), damit Minenvermögen zu kaufen, ohne Gesellschafterkapital zu verwenden, und den wirklichen Ertrag den Gesellschaftern zukommen zu lassen. Darunter war neben Rich auch Glasenberg.

Jedes Mal, wenn Xstrata eine Mine erwarb, gingen die exklusiven Vermarktungsrechte von Xstrata an den Mehrheitsaktionär, die

Auch das ursprüngliche Skript wurde auf den Kopf gestellt. Statt düpiert zu werden, hat sich *dumb retail money* ausserordentlich gut entwickelt. Der Gesamtwert von Xstrata betrug 2001 zu Davis' Ankunft eine Milliarde US-Dollar. Anleger, die seit Beginn bis dahin durchgehalten hatten, konnten ihr Kapital verdreissigfachen.

Jetzt also will Glencore Xstrata schlucken. Die Transaktion war so unwiderstehlich für Glencore (und so furchterregend für die Wettbewerber), dass Glasenberg sogar bereit war, den Vorstandsvorsitz des neu entstehenden Rohstoffgiganten an seinen langjährigen Freund und Rivalen Mick Davis abzugeben. Zusätzlich wurde Davis, um sein Bleiben zu sichern, ein 50-Millionen-Pfund-Paket geschnürt.

Doch damit begannen die Probleme. Die Investoren, bereits Oberwasser habend durch den neu entdeckten Sinn für Revolten seit dem «Anleger-Frühling», waren erzürnt über Davis' potenzielle Entlohnung. Manchmal besteht eben eine feine Grenze zwischen Anreiz und

schen Bergbaustadt Port Elisabeth, eindeutig eine bessere und relevantere Bilanz vorzuweisen als Glasenberg. Das gemeinsame Geschäft wird vom Bergbau dominiert werden, was komplizierter zu verwalten ist als reiner Rohstoffhandel und Logistik. Davis leitete den 28-Milliarden-Zusammenschluss der australischen Broke Hill Proprietary (BHP) mit dem Rivalen Billiton und hat damit demonstriert, dass er selbst grosse, komplexe Fusionen meistern kann.

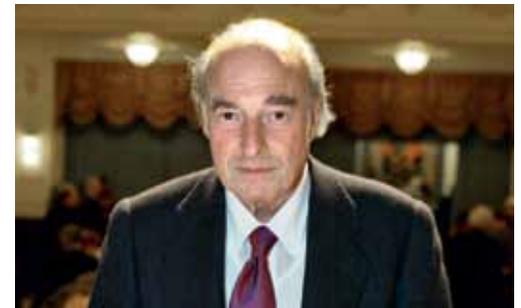
Im vergangenen Jahrzehnt erhöhte Xstrata seine Umsätze um das Fünffzigfache. Als Resultat der aggressiven Akquisition hat das Unternehmen heute mehr als 70 000 Angestellte in 20 Ländern. Hinzu kommt, dass Davis' Erfolgsgeschichte in voller Öffentlichkeit und unter dem prüfenden Blick der Londoner Börse, Analysten und Medien stattfand – was Glencore nicht von sich behaupten kann. All das wirft die Frage auf, warum Topmann Mick Davis eine leistungsunabhängige Vergütung von 50 Millionen Pfund akzeptiert.



Näher am Monopol: Glencore-CEO Glasenberg.



Aufstieg an die Weltspitze: Xstrata-Chef Davis.



Andere Dimension: Rohstoffhändler Rich.

Marc Rich & Co. (nun Glencore). Xstratas Anlagevermögen wurde durch diese langfristigen Verträge praktisch entkernt. Es war ein geniales Model, entworfen für arglose Aktionäre, die ihr Geld passiv bei Schweizer Grossbanken parkten. Für Banken generierte es Gebühren und reduzierte gleichzeitig das Risiko für die angespannten Kreditlinien von Marc Rich & Co. Xstrata sollte die Melkkuh sein.

Seit den Anfängen kontrolliert Glencore Xstrata durch den Besitz von 34,5 Prozent des Eigenkapitals und weil ein Grossteil des Umsatzes aus den «exklusiven» Kommissionsverträgen für den Verkauf von Xstrata-Rohstoffen stammt. Manch einer behauptet, dass Mick Davis aufgrund eines «Ödipus-Komplexes» im Jahr 2001 bei Xstrata anheuerte: um mit eigener Stärke Glencore in den Schatten zu stellen und das Unternehmen zur mächtigsten Firma in der Bergbauindustrie zu machen. Xstrata ist heute der weltgrösste Exporteur von Kohle zum Verfeuern, der grösste Produzent von Chromeisen, einer der fünf grossen Hersteller von Koks, einer der viertgrössten Produzenten von Kupfer, der fünftgrössten Hersteller von Nickel und einer der grössten Produzenten von Zink. Xstrata hat sich immer wieder schneller und geschickter gezeigt als die etablierten Konkurrenten mit kolonialen Wurzeln wie Anglo American oder Rio Tinto.

Bestechung. Doch wer trägt die Schuld? Glasenberg, der die Karotte angeboten hat, oder Davis, der sie angenommen hat? Auf jeden Fall versteht sich Glasenberg darauf, seinen Wünschen mit Geld nachzuhelfen. So hat er Tony Blair eine Million Pfund für das Einfädeln einer Transaktion bezahlt.

### Handgeld unter Ehrenleuten

Um das Xstrata-Angebot zu bewerten, muss man sich wie bei jeder feindlichen Übernahme fragen: Steigert die Fusion den Wert für die Anteilseigner, indem die fähigste Person an die Spitze gelangt? Wird die Wertsteigerung angemessen zwischen Aktionären und Management verteilt? Kaum jemand wird die Wettbewerbsvorteile des Zusammenschlusses bestreiten. Je näher ein Unternehmen dem Monopol in einem unregulierten Markt kommen kann, desto grösser wird seine Macht. Und dies in einem, wie manche behaupten, stetig wachsenden Geschäftsfeld dank einem «Super-Zyklus» unaufhaltsam steigender Rohstoffpreise. Andere hingegen halten die hohen Gewinne für trügerisch, da sie zu einer übermässigen Ausbeutung der Rohstoffquellen und letztlich zu einem Ersatz durch alternative Rohstoffe führten.

In puncto Managementenerfahrung hat Mick Davis, Rechnungsprüfer aus der südafrikani-

Bezüglich des Aufteilens der Wertsteigerung zwischen Anteilseignern und Management ist das Aufbegehren der Aktionäre gegen übertriebene Anreize zu begrüssen. Die Vorstandsvergütung ist ein präziser Indikator für die Machtverteilung zwischen Verwaltungsrat und Geschäftsleitung. Zudem spielt sich der Widerstand nicht nur unter Kleinaktionären ab. Der norwegische Staatsfonds, zufälligerweise selber entstanden durch die Förderung von Öl und weltgrösster direkter Besitzer von Aktien, tritt im Fall Glencore/Xstrata als selbstbewusster Eigentümer auf. Kein schlechtes Zeichen.

Wie es aussieht, wird Glasenberg seinen Zusammenschluss trotzdem bekommen und seinen Thron als Präsident des neuen Konzerns behalten dürfen. Zweifelsohne ein suboptimales Ergebnis für die Aktionäre. Sollte er damit durchkommen, dann zu einem guten Teil dank seiner verlockenden Anreize – oder der Zahlung von Handgeld unter Ehrenleuten. Je nachdem, wie man es definiert.

R. James Breiding ist Harvard-Absolvent und Autor von «Swiss Made – The Untold Story Behind Switzerland's Success» (erscheint voraussichtlich im November bei Profile Books) und Co-Autor von «Wirtschaftswunder Schweiz – Ursprung und Zukunft eines Erfolgsmodells» (NZZ Libro). Dieser Artikel basiert auf dem Kapitel «Switzerland's Silent Traders». [www.wirtschaftswunder-schweiz.ch](http://www.wirtschaftswunder-schweiz.ch)

# Ein Leben für die Atomkraft

Ende der fünfziger Jahre wollte sie beweisen, dass man als Frau ein Physikstudium schaffen kann. Dann gründete sie den Verein Frauen für Energie. Seither setzt sich die Wissenschaftlerin Irene Aegerter leidenschaftlich für die Kernenergie ein. *Von Alex Reichmuth und Christian Schnur (Bild)*



«Am gleichen Punkt wie vor dreissig Jahren»: Physikerin Aegerter.

Nachdem Doris Leuthard ihre Rede am Festakt der Frauen für Energie (FFE) beendet hatte, riss es Irene Aegerter, Gründungspräsidentin des Vereins, von ihrem Sitz. Die Aussage der Bundesrätin, wonach ein nie vermeidbares Restrisiko der Atomenergie schuld an der Reaktorkatastrophe in Japan gewesen sei, konnte Aegerter nicht unwidersprochen lassen. «Man weiss heute ganz genau, was in Fukushima geschehen ist», hielt sie der Energieministerin mit klarer Stimme entgegen. «Die Reaktoren waren nicht nachgerüstet. Es fehlten insbesondere gebunkerte Notstromaggregate.» Die 72-Jährige wollte damit zum Ausdruck bringen, dass Kernkraftwerke durchaus sicher betrieben werden könnten, wenn alle Notfallsysteme auf dem modernen Stand gehalten würden. Der Spontanauftritt Aegerter wurde im Saal mit Applaus bedacht.

Gleich kämpferisch gab sich Irene Aegerter anschliessend bei ihrer offiziellen Ansprache zum 30-Jahr-Jubiläum der Frauen für Energie, das am letzten Wochenende in Zürich gefeiert wurde. Sie belies es nicht dabei, einige Stationen des Vereins Revue passieren zu lassen, sondern fokussierte auf die Gegenwart und nahm in einem flammenden Plädoyer die von Bundesrat und Parlament beschlossene Energiewende aufs Korn. «Wir stehen wieder am gleichen Punkt wie vor dreissig Jahren bei der Gründung der FFE», rief Aegerter in den Saal. Damals hätten die Umweltorganisationen anstelle des KKW Kaiseraugst ein Kohlekraftwerk in Pratteln propagiert. Heute würde Strom aus Gas als Ersatz für die Atomkraft in Betracht gezogen. Es brauche eine Volksabstimmung, um über den Kurs der künftigen Energiepolitik der Schweiz zu entscheiden.

## «Mami, lös s Liecht nid ab!»

Für die beim FFE engagierten Frauen ist das Temperament, mit dem sich Aegerter für die Kernenergie starkmacht, nichts Neues. Mit Herzblut prägte diese den Verein, seit sie ihn 1982 gegründet hatte. In den sieben Jahren als FFE-Präsidentin gab die promovierte Physikerin Interviews, schrieb Briefe, lancierte Abstimmungsplakate und startete Petitionen – immer im Namen der sicheren Stromversorgung. «Mami, lös s Liecht nid ab!» stand auf den Postkarten, die Aegerter 1984 verschicken liess, um für ein zweifaches Nein zu den damals anstehenden Atomausstiegs-Initiativen zu werben. Mit einer «dringenden Bitte», nichts zu entscheiden, was die Energieversor-

gung künftiger Generationen gefährden könnte, richtete sie sich nach dem Atomunglück 1986 in Tschernobyl an den National- und den Ständerat. 20 000 Unterschriften hatten sie und die Frauen für Energie zuvor für eine entsprechende Petition gesammelt.

23 Jahre nach ihrem Rücktritt als FFE-Präsidentin ist Irene Aegerter heute eine der wenigen Personen, die der Option Kernenergie noch immer öffentlich die Stange halten. Dass sie dabei mittlerweile ziemlich einsam ist, scheint sie umso mehr anzuspornen. Sie hält Atomkraft für eine ökologische Art der Stromgewinnung. «Dass wir heute ernsthaft in Erwägung ziehen, Strom mit fossilen Brennstoffen zu erzeugen – das darf doch einfach nicht sein!», sagt Aegerter und verweist auf den Klimawandel und andere ökologische Probleme, die mit Kohle und Gas verbunden sind.

### Forschung über radioaktiven Fallout

Die Atomkraft ist so etwas wie das Lebensthema von Irene Aegerter. Nach ihrem Physikstudium an der Universität Bern spezialisierte sie sich auf Strahlenbiologie und doktorierte am Eidgenössischen Institut für Reaktorforschung im aargauischen Würenlingen (heute Paul-Scherrer-Institut). Thema ihrer Dissertation war der radioaktive Fallout und seine Absorption in Pflanzen. Motiviert, in diese Richtung zu forschen, hatten sie zwei ihrer Onkel. Beide waren als Physikprofessoren massgeblich an der schweizerischen Gesetzgebung im Bereich Strahlenschutz beteiligt.

Nach Abschluss ihres Doktorats 1966 arbeitete Aegerter zuerst für den AC-Schutzdienst des Eidgenössischen Militärdepartements, wo sie sich mit den Folgen radioaktiver Verseuchung befasste. Nach Forschungsaufenthalten in Indien und den USA gönnte sie sich eine mehrjährige berufliche Auszeit, um sich als Mutter ihren beiden Söhnen widmen zu können. Als Aegerter 1981 eine Stelle beim Industriekonzern Sulzer annahm, als Informationsbeauftragte für technische Projekte, gehörte die Kernenergie wiederum zu ihrem Portfolio. Denn Sulzer hatte einen grossen Auftrag: die Erdbbensicherheit des AKW Leibstadt zu erhöhen. Schliesslich war sie elf Jahre Vizedirektorin und Kommunikationschefin des Verbandes Schweizerischer Elektrizitätsunternehmen und wehrte sich in dieser Funktion wiederum gegen den Ausstieg aus der Atomkraft. Sie habe innerhalb der Strombranche aber auch für Solarenergie geworben, betont Aegerter.

Auch ausserhalb ihrer beruflichen Funktionen durchzieht das Engagement für Atomkraft und eine sichere Stromversorgung Aegerters Leben wie ein roter Faden. Während ihrer beruflichen Auszeit als Mutter trat sie dem Landesring der Unabhängigen (LdU) bei, um zu politisieren. «Diese Partei schien mir ideal, da sie sich damals sehr für liberale

Grundwerte einsetzte.» Aegerter stieg bis zur Vizepräsidentin des LdU auf und vertrat diesen im Parlament der Stadt Bern. Doch immer mehr kam sie in Konflikt mit prägenden Figuren des LdU, vor allem wegen deren Haltung zur Atomenergie. Insbesondere mit den damaligen Parteikollegen Franz Jaeger und Hansjürg Weder habe sie manches Gefecht in Sachen Kernenergie ausgetragen, erinnert sich Aegerter. Nachdem die Partei 1979 die Ja-Parole zur damals anstehenden Volksinitiative für den Atomausstieg beschlossen hatte, konnte sich Aegerter nicht mehr mit dem LdU identifizieren. Ein Jahr später trat sie aus der Partei aus. Mit Blick auf den weiteren Kurs des LdU sei dieser Entscheid richtig gewesen, sagt Aegerter heute.

Die Kampfeslust scheint Irene Aegerter in die Wiege gelegt zu sein. Dass sie sich Ende der 1950er Jahre für ein naturwissenschaftliches Studium entschied, war aussergewöhnlich. «Ich wollte beweisen, dass man als Frau ein Physikstudium schaffen kann.» Als sie diesen Beweis erbracht hatte, zollten ihr viele Männer in ihrem akademischen und beruflichen Umfeld fortan Respekt. «Diese dachten wohl: Wenn eine Frau einen Doktor in Physik geschafft hat, kann sie wohl auch anderes.» Sie habe mit dem naturwissenschaftlichen Abschluss sozusagen alle potenziellen «Gender-

---

### «Ich bin als Frau in meiner beruflichen Laufbahn nie behindert worden.»

---

Probleme» gelöst. «Ich bin als Frau in meiner beruflichen Laufbahn nie behindert worden – wirklich nie», beteuert Aegerter. Obwohl sie als Frau eine Pionierin in den Naturwissenschaften war, hat sie nichts mit einer klassischen Feministin gemeinsam. Mit Frauenquoten etwa habe sie nie etwas anfangen können.

Doch etwas betrübt Irene Aegerter: Frauen stellen in den Naturwissenschaften noch immer eine kleine Minderheit dar. «Als ich studierte und im Fach Reaktorphysik die einzige Frau war, hätte ich nicht gedacht, dass es eine Generation später, als unser Sohn Physik studierte, noch immer so ist.» An was liegt es, dass Naturwissenschaften und Technik so wenige Frauen begeistern? Sie habe nur Vermutungen, sagt Aegerter. Eine ist, dass es an Vorbildern fehle. «Es braucht weibliche Identifikationsfiguren, um Frauen für technische Berufe und Studien zu begeistern.»

Von Frauen für Frauen – das war für Aegerter auch die massgebliche Motivation, vor dreissig Jahren den Verein Frauen für Energie zu gründen. Im Verein fanden sich von Anfang an nicht nur Ingenieurinnen und Naturwissenschaftlerinnen, sondern viele interessierte Laien – insbesondere Ehefrauen von Wirtschaftsleuten. Vor der Gründung hatte Aeger-

ter positive Erlebnisse beim Vermitteln von Physik an Frauen gehabt. Dazu zählte insbesondere der Physikunterricht in einer Schule für angehende Arztgehilfinnen. Sie hatte diesen Unterricht kurz entschlossen von ihrem Mann übernommen, der ebenfalls Physiker ist. Dieser habe wegen einer neuen beruflichen Aufgabe den Kurs abgeben müssen. «In der Folge fiel meinem Mann und mir auf, dass einige Schülerinnen plötzlich mit besseren Leistungen glänzten.» Aegerter führt dies auf die Vorbildwirkung von ihr als Frau zurück.

Ihr didaktisches Geschick spiegelte sich im Engagement für den Verein FFE. Regelmässig versandte sie den Mitgliedern Informationsblätter mit Grundwissen – die etwa die Titel «Radioaktive Abfälle», «Alternativenergie-Lexikon» oder «CO<sub>2</sub> – Was wissen wir darüber?» trugen. Mit diesen Kurzinformationen wollte Aegerter jeweils das Wichtigste in verständlicher Sprache auf einer A4-Seite vermitteln. Obwohl sie inzwischen im Pensionsalter ist, ist Aegerter die Vorbildfunktion als Naturwissenschaftlerin auch heute noch ein Anliegen. Ihr aktuelles Engagement als Vizepräsidentin der Schweizerischen Akademie der Technischen Wissenschaften (SATW) ist in diesem Licht zu sehen.

Als sich Irene Aegerter vor fünfzig Jahren auf Kernphysik spezialisierte, herrschte in der Schweiz eine grosse Euphorie wegen der neuen, vielversprechenden Energiequelle Kernspaltung. Sie erinnert sich gerne an die Aufbruchstimmung, die damals das Land durchdrang. Die Schweiz hatte sogar Pläne, selber Kernreaktoren zu entwickeln. Heute ist die Situation völlig anders, und die Atomkraft ist von vielen als Zukunftsoption abgeschrieben. Doch Aegerter gibt sich nicht geschlagen: «Lassen wir doch das Volk entscheiden.» Sie halte es durchaus für möglich, dass in der Schweiz wieder neue Kernkraftwerke gebaut würden. Aegerter denkt an Reaktoren mit sogenannten passiven Sicherheitssystemen, bei denen eine radioaktive Kontamination der Umwelt physikalisch ausgeschlossen ist. Sicherheit von Atomanlagen habe für sie immer oberste Priorität gehabt, betont Aegerter.

### Enttäuscht von der Strombranche

Umso enttäuschter ist sie, dass viele Politiker nach dem Unglück in Fukushima rasch die Seiten gewechselt haben. Enttäuscht ist Aegerter auch von der Strombranche. «Die müsste doch jetzt hinstehen und sagen, was es bedeutet, vierzig Prozent Atomstrom zu ersetzen. Aber leider tut sie das nicht.» Wie damals nach dem Unfall von Tschernobyl seien auch jetzt wieder Petitionen und andere Aktionen nötig, um vor übereilten Beschlüssen in der Energiepolitik zu warnen. Etwas Entsprechendes hat die aktuelle Leitung der FFE bis jetzt aber nicht lanciert. Wäre Aegerter noch Präsidentin, wäre es bestimmt anders. ○

# Leben und Sterben auf der Warteliste

Wenn er sie braucht, hofft fast jeder auf die lebensrettende Transplantation. In jedem zweiten Fall aber verweigern Angehörige die Freigabe der Organe eines Toten. Wegen Mangels an Organspenden sterben in der Schweiz Jahr für Jahr etwa hundert Menschen. *Von Alex Baur und Elisabeth Real (Bilder)*



Warten auf ein neues Herz: Cyril Aufero, 41.

Die Diagnose hatte etwas Erheiterndes, auf den ersten Blick: «Sie haben ein zu grosses Herz.» Christoph Schmid verging das Lachen allerdings ziemlich schnell. Drei Wochen nach der Diagnose bekam der damals 36-jährige Physiotherapeut aus dem Zürcher Oberland notfallmässig einen Mini-Defibrillator implantiert, der ihn vor dem drohenden Herzstillstand bewahren sollte. Dies war nur eine kurzfristige Übergangslösung. Schmid kam auf die «super urgent»-Liste von Swisstransplant, der Organisation, welche landesweit die Organspenden koordiniert.

Das Herzleiden, das mutmasslich auf eine versteckte Infektion zurückzuführen war, traf Christoph Schmid völlig überraschend. Zusammen mit seiner Freundin Gisela Schlupe hatte er bis dahin für das Internationale Komitee vom Rote Kreuz (IKRK) als Delegierter in Zentralafrika gearbeitet. Mitte Dezember

2009, während eines Heimaturlaubes, fühlte er sich plötzlich schwach. Vor allem in der Nacht litt er bisweilen an einer bedrückenden Atemnot. Die Pillen, die ihm die Ärzte gegen die diagnostizierte Herzinsuffizienz verschrieben, brachten nur vorübergehend Linderung. Kurz vor Weihnachten kam Schmid in die Klinik für Kardiologie des Universitätsspitals Zürich (USZ).

Professor Frank Ruschitzka, ein erfahrener Kardiologe, der seit sechzehn Jahren am USZ arbeitet, erkannte sofort, dass im Fall Schmid schnelles Handeln angezeigt war. Je früher ein unheilbar krankes Organ ersetzt wird, so die Faustregel, desto grösser sind die Erfolgs- und Überlebenschancen für den Patienten. Denn das Versagen eines Organs hinterlässt in aller Regel auch Schäden an anderen Organen, die oft irreversibel sind. Je weniger der Patient durch die Krankheit geschwächt ist, desto

geringer ist das Risiko der Operation, desto schneller wird er genesen, desto besser akzeptiert sein Körper das fremde Organ. Christoph Schmid sträubte sich anfänglich gegen eine Transplantation. Die rapide Verschlechterung seines Zustandes brachte ihn allerdings bald zur Raison. Doch es stand im ganzen Land kein Herz zur Verfügung.

## Das Herz hängt an einer Maschine

Am 24. Februar 2010, zwei Monate nach der ersten Diagnose, bekam Schmid notfallmässig ein Kunstherz implantiert. Damit lässt sich die Wartezeit auf die Transplantation für eine begrenzte Zeit überbrücken. Es gibt heute relativ kleine und effiziente Kunstherzen, die den Kreislauf lediglich unterstützen und eine gewisse Bewegungsfreiheit zulassen. Es gibt sogar Patienten, die mit einem solchen Kunstherz noch Wanderungen oder Velotouren

unternehmen. Im Fall von Christoph Schmid musste die Maschine den ganzen Blutkreislauf antreiben. Die dafür nötigen Apparaturen und Batterien erlaubten keine grossen Sprünge mehr, doch immerhin durfte er damit nach Hause gehen.

Bereits nach der ersten Diagnose hatte sich seine Partnerin beim IKRK freistellen lassen. Dass sie nie mehr an ihren Arbeitsplatz in Afrika zurückkehren sollte, wusste die junge Politologin damals noch nicht. Um ihrem Partner zur Seite zu stehen, mietete sie vorübergehend eine Wohnung in Zürich. Vor allem nachdem er das Kunstherz erhalten hatte, war Schmid auf ihre Unterstützung angewiesen. Hätte sie seine Pflege nicht übernommen, hätte man ihn kaum aus dem Spital entlassen. Patienten, deren Herz an einer externen Maschine hängt, darf man nie alleine lassen.

In der Schweiz stehen stets etwa tausend Menschen, die dringend ein Organ benötigen, auf der Warteliste. In rund 80 Prozent der Fälle ist dies eine Niere; die Lebern machen etwa 10 Prozent aus, der Rest verteilt sich auf Lungen, Herz, Bauchspeicheldrüse und Dünndarm. Woche für Woche sterben im statistischen Schnitt zwei Menschen, die man mit einer Transplantation hätte retten können, weil es an Organen fehlt. Nicht mit eingerechnet sind dabei all die Lebensjahre, die verlorengehen, weil der Organismus von Patienten während des langen Wartens auf das Organ irreversibel geschädigt wurde.

Es gibt gesunde Menschen, die in der Verzweiflung einem Angehörigen eine ihrer beiden Nieren spenden. Die Erfolgsquoten bei diesen sogenannten Lebendspenden sind gut, denn die Operation kann sorgfältig vorbereitet und ohne Zeitdruck durchgeführt werden. Solche Transplantationen sind aber nur unter bestimmten Voraussetzungen möglich, vor allem muss der Spender auch über eine robuste Gesundheit verfügen. Bei allen anderen Organen kommen nur tote Spender in Frage. Auch kann die Wartezeit nicht immer mit technischen Mitteln überbrückt werden. Wer etwa eine Leber braucht und in nützlicher Frist keine bekommt, der stirbt einfach.

Dabei gäbe es an sich genügend potenzielle Spender. Jedes Jahr sterben auf den Schweizer Intensivstationen 3500 Patienten. Bei rund zwei Dritteln von ihnen wurden die lebenserhaltenden Massnahmen abgebrochen, weil keine Aussicht auf eine Genesung bestand. Sie wären damit prinzipiell Kandidaten für eine Organspende. Tatsächlich werden die Organe aber bloss in gut hundert Fällen entnommen und weitergegeben. Die andern landen im Krematorium oder auf dem Friedhof.

Erste Organtransplantationen wurden bereits in den 1950er Jahren vorgenommen. 1967 schafften der südafrikanische Arzt Christiaan Barnard und sein Team mit der ersten gelungenen Herztransplantation eine Weltsensation.

Der Patient überlebte allerdings nur gerade achtzehn Tage, danach starb er an einer Lungenentzündung. Das war kein böser Zufall. Die grössten Probleme bei der Transplantation sind nicht chirurgischer Natur, sie liegen vielmehr im menschlichen Immunsystem, das den fremden Körperteil abstösst. Bis in die 1980er Jahre waren die Erfolgsquoten – ausser bei eineiigen Zwillingen, die dasselbe Erbgut aufweisen – deshalb schlecht.

Das änderte sich, als Forscher des Basler Pharmariesen Sandoz den Wirkstoff Ciclosporin entdeckten, der die Immunabwehr unterdrückt. Die Transplantationsmedizin wurde seither ständig weiterentwickelt. Heute gibt es Menschen, die seit Jahrzehnten einigermaßen unbeschwert mit einem fremden Organ leben. Ein Paradebeispiel ist der kroatische Profifussballer Ivan Klasnic, dem deutsche Ärzte im Mai 2007 eine gespendete Niere einpflanzten. Ein Jahr später feierte Klasnic an der Fussball-Europameisterschaft sein Comeback mit zwei sensationellen Toren, die er für Kroatien schoss. Der amerikanische Spitzenpolitiker Dick Cheney liess sich kürzlich im Alter von 71 Jahren noch ein neues Herz implantieren, auf das er zwei Jahre lang gewartet hatte.

Transplantationen haben heute gute Erfolgsquoten. Das Problem liegt darin, dass zu wenig Organe zur Verfügung stehen. Die

---

### Wer sich bereit erklärt, seine Organe zu spenden, soll bevorzugt werden, wenn er eines braucht.

---

Schweiz steht in dieser Hinsicht im europäischen Umfeld besonders schlecht da. Während etwa in Österreich mit 25 und in Spanien gar mit 33 Organspendern auf eine Million Einwohner gerechnet wird, sind es in der Schweiz gerade mal halb so viele. Der Grund liegt zu einem guten Teil bei der Gesetzgebung.

#### Nehmen ist seliger denn geben

Während in der Schweiz seit 2007 eine Organentnahme der expliziten Einwilligung des Spenders oder seiner Angehörigen bedarf, gilt in den meisten europäischen Ländern die sogenannte Widerspruchsregelung, wie sie früher in den meisten Kantonen angewendet wurde. Will heissen: Wer seine Organe mit ins Grab nehmen will, muss dies in einem Register schriftlich festhalten; ansonsten gehen die Ärzte vom stillschweigenden Einverständnis zur Organspende aus. Lediglich Deutschland hat dieselbe Regelung wie die Schweiz – und eine entsprechend schlechte Quote von fünfzehn Spendern pro Million Einwohner.

Mag sein, dass die schlechten Quoten auch auf menschlich nachvollziehbare Hemmungen der Ärzte und des Pflegepersonals zurückzuführen sind. Statt die Angehörigen im schwierigen Moment der Todesnachricht auch

noch gleich mit der Frage nach der Spende zu konfrontieren, verzichten sie lieber auf das Organ. Dabei vergisst man gern, dass für manche Angehörige in dieser trostlosen Situation die Aussicht, mit einer Organspende wenigstens ein anderes Leben zu retten, auch etwas Tröstliches an sich hat. Allerdings zeigt gemäss Franz Immer, dem Leiter von Swisstransplant, die Erfahrung, dass sich mehr als die Hälfte der angefragten Angehörigen gegen eine Organspende ausspricht, Tendenz steigend. Es gab sogar schon Fälle, in denen bei Patienten, die selber auf der Warteliste von Swisstransplant standen und starben, die Entnahme der Organe verweigert wurde.

Nehmen ist offenbar auch bei der Transplantation seliger denn geben. Der Zürcher Ständerat Felix Gutzwiller (FDP) fordert deshalb in einem Postulat die Wiedereinführung der Widerspruchsregelung. Noch weiter geht ein Vorstoss des Neuenburger Nationalrats Laurent Favre (FDP), der ein «Vorsorgeprinzip» zur Debatte stellt, wie es etwa in Israel praktiziert wird: Wer sich bereit erklärt, seine Organe zu spenden, soll bevorzugt werden, wenn er eines braucht. Der Bundesrat meldete verfassungsrechtliche Bedenken gegen eine solche Regelung an, die in der Praxis wohl nur mit einem enormen Aufwand umzusetzen wäre. Denkbar wäre eine Kombination beider Varianten: Wer die Weitergabe seiner Organe verweigert, kann sich bei einer Meldestelle registrieren lassen – doch er nimmt damit zugleich billigend in Kauf, dass er im Bedarfsfall hinten auf die Warteliste gesetzt wird.

#### Schweizer Spezialität

Eine Schweizer Spezialität ist das gesetzliche Verbot, vor dem sich abzeichnenden Tod die Angehörigen des Sterbenden auf eine Organspende anzusprechen. Diese Problematik stellt sich vor allem bei den sogenannten Non-Heart-Beating Donors (*Weltwoche* Nr. 35/12), deren Kreislauf bereits zusammengebrochen ist und die keine Überlebenschance mehr haben, deren Hirntod aber noch nicht nachgewiesen wurde. Es stellt sich in diesen (sehr seltenen) Fällen die Frage, ob die Einwilligung der Angehörigen eingeholt werden und Massnahmen zum Erhalt der Organe (in der Regel die Nieren) getroffen werden dürfen. Die behandelnden Ärzte, die notabene mit der Transplantation selber nichts zu tun haben, bewegen sich hier in einer rechtlichen Grauzone. Vor allem die Ethiker melden Bedenken an.

Bei den Bedenkenträgern, zu denen auch die Patientenschützerin Margrit Kessler gehört, schwingt stets ein grundsätzliches Misstrauen gegenüber der Spitzenmedizin mit. Im Interview mit der *Weltwoche* stufte Kessler den Anspruch, «das Leben in Würde abzuschliessen», höher ein als die durch eine Organspende ermöglichte Rettung von Menschenleben. Dahinter versteckt sich derselbe Widerspruch,



**Neues Herz:** Christoph Schmid mit Partnerin Gisela Schluop.

der sich auch bei den Anhängern der Alternativmedizin findet: Über die Schulmedizin zu lästern, gilt als chic, allerdings nur, solange man diese nicht wirklich braucht – sobald es ernst wird, mag sich aber kaum einer auf die Esoteriker verlassen. Und wer sich schon auf die Ethik beruft, der sollte die abstrakte Verletzung von klinisch Toten zumindest dem Leiden der Lebenden auf der Warteliste gegenüberstellen, die auf Rettung hoffen.

### Die Atemnot raubt den Schlaf

Cyril Aufiero leidet seit seiner Jugend an einer wohl angeborenen Herzschwäche. Sein Puls war stets unregelmässig, er durfte nie an einem Langstreckenlauf teilnehmen oder über längere Strecken schwimmen. Trotzdem absolvierte er eine Ausbildung als Innendekorateur, später arbeitete Aufiero als Barkeeper in Zürich. Von klein auf hatte er gelernt, mit seiner begrenzten körperlichen Leistungsfähigkeit umzugehen. Etwas anderes kannte er nicht. Schwierig wurde das erst nach dem dreissigsten Lebensjahr, als die Herzleistung schlechter wurde und die Medikamente immer weniger halfen.

Heute ist Aufiero 41 Jahre alt und wartet auf ein neues Herz. An eine geregelte Arbeit ist schon lange nicht mehr zu denken. Die meiste Zeit verbringt er zu Hause im aargauischen Lenzburg. Fünfzehn Minuten Spaziergang mit dem Hund, das ist das Maximum, das er seinem schwer angeschlagenen Körper noch zumuten kann. Die ungenügende Herzleistung äussert sich nicht nur in der Atemnot, die ihm vor allem während der Nacht den Schlaf raubt. Auch die anderen Organe, vorab die Leber, leiden an der mangelhaften Blutversorgung. Das Wasser im Körper kann nicht mehr abgeführt werden und hat ihn «aufgeblasen

wie ein Michelin-Männchen», wie Aufiero mit Galgenhumor bemerkt.

Täglich muss Cyril Aufiero über ein Dutzend Tabletten schlucken, die zum Teil nur da sind, um die Nebenwirkungen anderer Tabletten zu mildern. «Ich lebe heute nicht mehr nach Plan», sagt er, «ich plane vielmehr nach dem Leben.» Und dieses Leben hängt von einem Telefonat aus dem Zürcher Universitätsspital ab, das jederzeit eintreffen kann. Oder auch nicht. Das kann Wochen, Monate oder vielleicht sogar Jahre dauern, niemand weiss es. Der Entscheid hängt letztlich von einem Computer bei Swisstransplant ab, der sicherstellen soll, dass kein Kandidat auf der Liste bevorzugt wird. Aufiero und seine Partnerin können nur hoffen, dass sein angeschlagenes Herz so lange durchhält.

### Ähnlich wie ein HIV-Patient wird er die Pillen ein Leben lang schlucken müssen.

Im Fall des IKRK-Delegierten Christoph Schmid erfolgte der ersehnte Telefonanruf aus dem USZ Ende April 2010, mitten in der Nacht. Es musste alles schnell gehen. Die Koordinatorin des Spitals gab Schmid eine halbe Stunde Zeit, um seine Sachen zu packen. Eine Ambulanz holte ihn zu Hause in Pfäffikon ZH ab und brachte ihn mit Blaulicht ins Spital. Die Chirurgen, die ihm das neue Herz einpflanzen würden, waren zu diesem Zeitpunkt bereits unterwegs zum Spender. Um wen es sich dabei handelte – ob Mann oder Frau, jung oder alt –, sollte er nie erfahren. Er wusste nicht einmal, wo der sterbende Mensch lag, der ihm einen Teil seines Lebens weitergab.

Schmid hatte Glück gehabt. Nach einer Wartezeit von bloss zwei Monaten bekam er ein neues Herz. Noch hatte die eingeschränkte Durchblutung an den anderen Organen keine irreversiblen Schäden angerichtet, sein Körper nahm das fremde Herz gut auf. Schmid erholte sich schnell. Eine Woche nach der Operation wurde er von der Intensivstation auf die Abteilung verlegt, zwei Wochen später kam er in eine Rehabilitationsklinik. Sechs Wochen nach dem Eingriff war er wieder zu Hause.

Im Zuge von zahllosen Vor- und Nachkontrollen ist zwischen Christoph Schmid und Professor Frank Ruschitzka, der ihn behandelt, eine persönliche Beziehung herangewachsen. Das ist nichts Aussergewöhnliches. Die Transplantation eines Herzes ist wohl ein ungemein komplexer medizinischer Prozess, an dem Dutzende von Spezialisten beteiligt sind. Ein Erfolg ist aber nur möglich, wenn die Ärzte mit den physischen und psychischen Eigenheiten des Patienten aufs intimste vertraut sind. Es gibt kaum einen anderen Bereich, bei dem Spitzentechnologie und das menschliche Leben derart eng ineinanderwirken.

### «Wie eine Rose mit Dornen»

«Ein implantiertes Herz ist wie eine Rose mit Dornen», sagte Professor Ruschitzka seinem Patienten nach der Operation. Christoph Schmid ist der Satz wie ein Vermächtnis in Erinnerung geblieben. Vor allem in den ersten Monaten nach der Transplantation musste er peinlichst auf die Hygiene achten. Mit der Zeit konnte Schmid die Medikamente sukzessive abbauen, die seine Immunabwehr dämpfen und ihn zugleich vor Infektionen schützen. Doch ähnlich wie ein HIV-Patient wird er die Pillen ein Leben lang schlucken müssen, obwohl sein Körper an sich gesund ist. Reisen in Länder, wo ein erhöhtes Infektionsrisiko herrscht, liegen für ihn nicht mehr drin. Zurzeit absolviert er eine Umschulung im sozialen Bereich. Seine Partnerin arbeitet mittlerweile Teilzeit beim Bundesamt für Migration.

Zu schaffen machte Christoph Schmid anfänglich vor allem das seltsame Gefühl, dass ein fremdes Herz in seiner Brust schlägt. Ein Jahr ging ins Land, bis er den Mut fasste, via Swisstransplant den Angehörigen des unbekanntes Spenders einen Brief zu übermitteln, in dem er seine Dankbarkeit zum Ausdruck brachte. Im letzten Sommer hat er erstmals wieder an der Zürcher Seeüberquerung teilgenommen. Er schwamm die Strecke über 1,8 Kilometer problemlos und ohne Pause.

Für Cyril Aufiero, der in Lenzburg auf den Anruf aus dem Unispital wartet, wäre dies eine völlig neue Erfahrung. Er weiss gar nicht, wie es sich anfühlt, wenn das Herz die volle Leistung erbringt. Ob er das noch erleben wird, das entscheiden höchstwahrscheinlich die Angehörigen eines Unbekannten, der irgendwo in der Schweiz auf dem Sterbebett liegt. ○

# Die Tabubrecherin

Sie wirkte brav und war alles andere: Die Republikanerin Betty Ford gehört zu den kühnsten First Ladies der USA. Von Beatrice Schlag

Tänzerin zu werden war ihr Traum. Und sie war begabt. Aber als Vertretertochter wurde man in Chicago nicht Tänzerin, sondern etwas Vernünftiges. Mit vierzehn – der Börsen-Crash lag gerade drei Jahre zurück – begann sie zu arbeiten. Sie führte Kleider vor und brachte jungen Tanzschülern Foxtrott und Walzer bei. Seit Jahren hatte sie neben der Schule Tanzunterricht genommen. Nach der Highschool wollte sie nach New York. Der Vater starb bei einem Unfall, als sie sechzehn war, die Mutter sagte nein. Stattdessen durfte sie in Vermont zwei Sommerkurse in Tanz absolvieren. Einer ihrer Lehrer war der später legendäre Choreograf Merce Cunningham, der sie einlud, in New York seine Studentin zu werden.



Betty Ford zog nach New York und verdiente sich ihre Tanzausbildung mit Model-Jobs. Aber der Protest der Mutter war nachhaltig. Betty Ford kehrte nach Hause zurück und heiratete 1942 einen ehemaligen Mitarbeiter ihres Vaters, einen Alkoholiker. 1947 wurde das kinderlose Paar wegen «massiver, wiederholter Grausamkeit» geschieden. Als Betty Gerald Ford kennenlernte, bereitete sich der Anwalt gerade auf seine erste Wahlkampagne für das Amt eines Abgeordneten vor. Er wartete mit der Hochzeit bis unmittelbar vor den Wahlen zu, weil er fürchtete, eine geschiedene ehemalige Tänzerin könne seinen Wählern missfallen. Nach seiner Wahl 1948 zog das Paar nach Washington, wo er für zwölf weitere Amtsperioden wiedergewählt wurde. Sie hatten vier Kinder. In der Hauptstadt galten sie als eines der glücklichsten und muntersten Politikerpaare.



Richard Nixon war Präsident, als sein Vize Spiro T. Agnew 1973 wegen Bestechungsverdacht zurücktrat. Nixon ernannte Gerald Ford, den damaligen Oppositionsführer, zu Agnews Nachfolger. Ford war ein beliebter Politiker, bekannt als Brückenbauer zwischen Republikanern und Demokraten, ein damals respektiertes Talent. Nur acht Monate später, am 8. August 1974, gab Nixon seinen eigenen Rücktritt bekannt, um einem Amtsenthebungsverfahren wegen Watergate zuvorzukommen. Einen Monat später begnadigte Ford seinen Vorgänger, um ein endloses Strafverfahren zu

verhindern, das, so fürchtete er, das Land entzweien würde. Die Entscheidung brachte ihm empörte Kritik ein und kostete ihn nach seiner eigenen Einschätzung die Wiederwahl. Nach nur 895 Amtstagen verlor Ford die Präsidentschaft an Jimmy Carter.



Im Gegensatz zu ihrem Mann genoss Betty Ford nahezu ungeteilte Bewunderung, obwohl sie mit Nachdruck guthieß, was heute



«So oft wie möglich»: Betty Ford (1918–2011).

viele Republikaner aufheulen lässt. Die schmale Frau mit dem lackierten Haarhelm und der eher biederer Garderobe war eine entschiedene Verfechterin des Rechts auf Abtreibung, setzte sich für weibliche Gleichstellung ein und befürwortete vorehelichen Sex. Sie wäre, sagte sie freimütig, nicht überrascht, wenn ihre Kinder, damals zwischen 17 und 24, alle schon Haschisch geraucht hätten. Bei einer TV-Tour durchs Weisse Haus wies sie vergnügt darauf hin, dass sie und ihr Ehemann in einem Bett schliefen. In einem Interview sagte sie, die einzige Frage, die man ihr noch nie gestellt habe, sei die, wie oft sie und der Präsident Sex hätten: «Aber wenn die Frage gekommen wäre, hätte ich geantwortet. So oft wie möglich, hätte ich gesagt.»

Die Äusserungen mögen für eine republikanische First Lady ungewohnt gewesen sein, aber Tabuthemen waren es nicht. Es war die Zeit der Hippies, Feministinnen, Vietnam-Gegner und revoltierenden Schwarzen. Dass auch eine First Lady über das redete, was jede Familie diskutierte, wurde mit Erleichterung aufgenommen. Die wirklichen Tabus, die Betty Ford während und nach ihrer Zeit als First Lady brach, waren andere.



Sechs Wochen nach ihrem Einzug ins Weisse Haus wurde in ihrer Brust ein bösartiger Knoten festgestellt. Kurz darauf unterzog sie sich einer Brustamputation und sprach vor Kameras noch im Spital über die Wichtigkeit von Vorsorgeuntersuchungen. Das beschämte Schweigen über Brustkrebs, das bisher geherrscht hatte, war fast über Nacht zu Ende.



Von ihrer Tablettenabhängigkeit und ihrer Alkoholsucht erfuhr die Öffentlichkeit erst Jahre später. «Mein Make-up war nie verschmiert, ich war nie zerzaust, benahm mich höflich und trank nie den letzten Schluck in der Flasche. Wie konnte ich eine Alkoholikerin sein?», sagte sie über ihre langjährige Weigerung, sich ihre Sucht einzugestehen. Als ihre Familie verlangte, dass sie einen Entzug mache, ging sie erneut an die Öffentlichkeit. 1982 gründete sie in Kalifornien das Betty Ford Center für Suchtkranke. «Rehab» war noch kein Schlagwort, Abhängigkeit kein Massenphänomen, über das gesprochen wurde. Heute ist Betty Ford im Amerikanischen ein stehender Ausdruck. Zu dem Satz «I go Betty Ford» muss man nichts weiter erklären. Die ehemalige First Lady trat 2005 als Verwaltungsratspräsidentin des Centers zurück, das bis heute einen herausragenden Ruf hat. Sie starb im vergangenen Jahr im Alter von 93 Jahren. An ihrem Begräbnis nahmen die First Ladies Michelle Obama, Hillary Clinton, Rosalynn Carter und Nancy Reagan teil.

Serie: Jede Woche porträtiert die *Weltwoche* eine amerikanische Präsidentengattin. Nächste Ausgabe: Nancy Reagan

# Das Handy steckt im BH

Über 100 000 Partygänger tummeln sich jedes Wochenende in den Zürcher Klubs. Darunter viele junge Frauen, die sich den Aufstieg in die glamouröse Welt der Schönen und Reichen erhoffen – und sei es nur für eine Nacht. Eine 18-Jährige berichtet. *Von Emily Bosshard und Nadja Tempest (Bild)*

Betritt man einen Klub, schlüpft man in eine Rolle. Je besser der eigene Körper aussieht, umso höher ist die Wahrscheinlichkeit, beim männlichen Geschlecht gut anzukommen und, ohne einen Rappen auszugeben, die Nacht durchzufeiern. Hat man sich als Minderjährige den Eintritt in einen Ü18-Klub (über 18) erschlichen, was einem mit gefälschtem Ausweis oder dank dem Ausleihen der Identitätskarte eines älteren Kollegen meist problemlos gelingt, kann man für einige Stunden in eine Parallelwelt abtauchen und den Alltag mit seinen Sorgen vergessen. Das habe ich in mehreren Feldstudien für meine Maturaarbeit über Minderjährige im Zürcher Nachtleben getan.

Die 15- und 16-Jährigen müssen oft zu einem gewissen Zeitpunkt zu Hause sein, die Eltern meinen, die brave Tochter gehe mit den Kollegen ins Kino oder auf einen Schwatz. Wenn die wüssten: Auch aufgrund der elterlichen Restriktionen drängt die Zeit, um sich im Klub einen Partner zu suchen. Um die begrenzte Zeitspanne effizient zu nutzen, schminken sich die Mädchen stark, kleiden sich sexy und aufreizend und tragen schwindelerregend hohe Absätze.

Die Jungs versuchen mit witzigen T-Shirts und engen Hosen beim anderen Geschlecht Eindruck zu schinden; sie sind in ihrer modischen Ausdrucksform leider etwas eingeschränkt, hängen sich Ketten, Schals und Duftwolken von Armani um den Hals, müssen in der Regel aber vor allem ihr Portemonnaie zücken, um das weibliche Geschlecht zu überzeugen. Nicht nur in den Klubs, die von der Unterschicht besucht werden, auch in den gehobenen Klubs geht es wie in der Steinzeit zu und her. Für Evolutionsbiologen wäre die Disco ein gutes Forschungsgebiet, es herrschen geradezu archaische Zustände.

## Sie bezahlen nicht mit Geld

Die soziale Zugehörigkeit beeinflusst das Verhalten im Nachtleben stark. Natürlich haben Jugendliche im Leben noch nicht viel geleistet oder etwas Eigenes erreicht. Auch aus diesem Grund ist die Identifikation mit der Herkunft besonders in der jugendlichen Upperclass gross. Sich einem wohlhabenden Elternhaus gegenüber abzugrenzen, wie es die früheren Teenager noch taten, finden die meisten dämlich, und manche Mädchen aus Schwamendingen oder Schlieren kopieren den Look der Goldküstenjugend: nur extremer und mit Fälschungen und Kopien der diesbezüglichen Statussymbole. Manche aus der Unterschicht planen den sozialen Aufstieg, und sei es nur für eine Nacht.



«Wie in der Steinzeit»: Maturandin Emily (l.).

Für die alten Partybesucher – also die Dreissig- bis Vierzigjährigen – sind sie ein gefundenes Fressen. Im nun geschlossenen Zürcher Edelklub «Saint Germain» war das Phänomen bestens bekannt. Die leicht geschürzten Mädchen, manche von ihnen minderjährig, tanzten an den Tischen der alten Männer und taten alles, was diese ihnen befahlen: nur um ein paar Stunden lang Jahrgangschampagner schlürfen zu dürfen und sich privilegiert zu fühlen. Mädchen ohne Geld und Background trifft man heute in anderen Klubs der Oberschicht an, zum Beispiel im Klub «Encore» im Zürcher Seefeld oder im Memberklub «Diagonal»: Den Eintrittspreis bezahlen sie nicht mit Geld, sondern mit anderen Leistungen.

### Ein Gucci-Gürtel reicht nicht

Andere *Schippis* – das sind arme Teenager aus der Unterschicht, die sich ähnlich kleiden und oft aus Balkanstaaten stammen – gehen ins «Oxa» oder in den Klub «Q». Dort sind die Eintrittskontrollen streng, und die Türsteher lassen sich nicht so leicht bestechen wie anderswo. Bei meinen Feldstudien besuchte ich als Minderjährige auch den Klub «X-tra». Es wird House, Techno und vor allem auch R'n'B gespielt, das entspricht dem Mainstream. Drogen wurden mir in den ersten fünfzehn Minuten angeboten. Ecstasy – «ein Flash für die Nacht» –, wie mich ein Dealer mit gegelter Igelfrisur wissen liess, kostet pro Pille fünfzehn Franken.

Eine gelungene Partynacht wird bei den *Schippis* auch mit sexuellen Abenteuern in Verbindung gebracht, das Styling sieht dementsprechend aus. Ultrasexy. Das Nokia stecken sich die Mädchen in den BH. Neonfarbene Accessoires und Kleider der Marke Ed Hardy gehören in diesem Milieu bereits zur gehobenen Garderobe. Allerdings mischt sich auch noch eine andere Mädchengruppe unter das Publikum: Sie tragen T-Shirts, Trainerhosen und blicken finster in die Welt. Nachdem mich einer ihrer Männer, ein solariumgebräunter 25-Jähriger mit pinkfarbener Baseballkappe, in einem Klub in Oerlikon angemacht hatte, ich ihn aber abblitzen liess, wurde ich von einem dieser Getto-Mädchen als Louis-Vuitton-Puppe beschimpft. Niveau sieht anders aus!

Von den anderen als Bonzen oder *rich kids* bezeichnet, lebt die Jeunesse dorée, finanziell gesehen, ein sorgenfreies Leben. Der Ausgang, das *clubben*, dient vor allem der Selbstdarstellung. Mit der Schliessung des «Saint Germain» verschwanden diejenigen nicht, die Papas Geld weiterhin mit vollen Händen ausgeben. Dabei wird klar ein Unterschied zwischen den Kindern wirklich reicher Eltern gemacht und solchen, die diesen Stil nur kopieren. Ein Gucci-Gürtel oder eine einzige Louis Vuitton Speedy reichen bei weitem nicht aus, um die anderen zu beeindrucken. Solche Accessoires sorgen eher für Spott. Im Grossen und Ganzen ist der Ausgang in Zürich vorhersehbar, trivial und

wohlorganisiert. Minderjährige tummeln sich an jedem angesagten Event. Braucht die Schwester ihre ID selbst, lässt sich das Alter auf dem Ausweis nicht fälschen, muss man nach anderen Möglichkeiten suchen, damit einem der Eintritt in die edlen Klubs nicht verwehrt bleibt. Die über 18-jährigen Männer lotsen einen gern an den Türstehern vorbei. Sie bezahlen den Eintritt und verschaffen einem im Idealfall den Zutritt zum Member-Bereich. Nicht immer kann man die edlen Gönner danach abschütteln. Das wollen auch nicht alle. Manche Jungen aus der Schippi-Szene sind mit Siebenmeilenstiefeln durch die Kinderstube gestampft, und ihre Frauen nennen sie «Bitch» oder «Alte». Für die männlichen und weiblichen Upperclass-Kids ist es selbstverständlich, dass sie im Ausgang befolgen, was ihnen die traditionelle Erziehung vermittelt hat: Der Mann bezahlt.

«Klassismus» und «Bodyismus» sind die Religion der jugendlichen Zürcher Oberschicht. Wer nicht Kleidergrösse null trägt, nicht mindestens ein Return-to-Tiffany-Armband mit Herzanhänger besitzt, wird mit abschätzigen Blicken bestraft. Die Mädchen aus gutem Haus sehen ihren Körper und das gute Aussehen weniger als «Geldmaschine», sondern mehr als Möglichkeit, eine andere Währung zu erhalten, um die sich im Ausgang einfach alles dreht: Aufmerksamkeit. Wie oft man fotografiert

---

### «Klassismus» und «Bodyismus» sind die Religion der jugendlichen Zürcher Oberschicht.

---

wird, wie viele Bilder am nächsten Tag auf den Partyportalen im Internet kursieren, hat einen Einfluss darauf, wie schön und begehrt man sich fühlt, was wiederum direkt mit dem allgemeinen Wohlbefinden zusammenhängt.

Fallen die Kriterien Topfigur und makellose Schönheit weg, muss mit der Markenkleidung umso stärker kompensiert werden, und die etwas hässlicheren Jungen müssen tief in die Tasche greifen, wollen sie mithalten. Weil ständig gelästert und kritisiert wird, spielt die echte Zuneigung in dieser Gruppe durchaus eine Rolle; aber auch sie folgt eigenen Regeln. Das Allerwichtigste sind Kontakte und vertiefte Freundschaften, denn nur so findet man dauerhaften Zutritt in die jungen, feinen Kreise. Flüchtige Begegnungen werden nicht als offizielles Kennenlernen angesehen, weil sie Eindringlingen, die man nicht dabei haben will, den Weg ebnen. Man kann zwar spontan eine rauschende Nacht miteinander verbringen, in der die Alkoholflaschen mit den obligaten Wunderkerzen im Halbstundentakt in die VIP-Zone geliefert werden. Aber obwohl Handynummern ausgetauscht werden und man sich auf Facebook anfreundet, würdigen die gutbetuchten Partygänger den anderen, falls sie ihm am nächsten Tag per Zufall auf der Strasse be-

gegenen, keines Blickes. Kein Zwinkern, kein Gruss: nichts.

In vielen Klubs der Oberschicht werden die Ausweiskontrollen nicht sorgfältig durchgeführt, andererseits entgehen den minderjährigen Partygängern auch keine Schwachstellen im System: Die *rich kids* dinieren am Samstagabend zum Beispiel so häufig im Restaurant «Kaufleuten», weil sie wissen, dass sie danach, ohne dumme Fragen beantworten zu müssen, in den Klub gelangen.

Das «Kaufleuten» ist einer der wenigen Klubs, wo eine sogenannte Durchmischung bei den Gästen stattfindet: Wieso? Weil Cocktails um die zwanzig Franken hier als erschwinglich gelten und sich die *Schippis* anständig anziehen, um hineinzukommen. Trotzdem betrinken sich die Jugendlichen aus der Unterschicht im Vorfeld heftig, weil der Liter Alkohol aus dem Denner eben doch billiger ist. Diese Besäufnisse geraten auch darum leicht aus dem Ruder, weil Jugendliche im normalen Alltag nicht so leicht an Alkohol herankommen.

### Partydroge Ritalin

In den schicken Klubs geben die Art des Alkohols und die entsprechenden Marken ebenfalls Auskunft über die soziale Zugehörigkeit. Wer kann den teuersten Wodka oder Jahrgangschampagner spendieren? Dom Pérignon, Taittinger und Grey Goose ersetzen den ehemaligen Status von Kokain. Koks wird zwar weiterhin konsumiert. Seit die Preise aber zusammengebrochen sind, kann man mit ein paar weissen Linien keine Glamourpunkte mehr schinden. Als originelle, weil gefährliche Partydrogen gelten unter anderem Ritalin und Crystal Meth sowie das aus der Tiermedizin stammende Narkotikum Ketamin.

Hochprozentiges bleibt der Spitzenreiter, wenn man locker und glücklich einen wunderbaren Abend mit Freunden und David Guetta verbringen und rigide Erziehungsgrundsätze sowie hohe schulische Erwartungen für einige Stunden vergessen will. Je höher der Alkoholpegel im Blut ist, das erlebte ich als minderjährige Partygängerin unzählige Male, desto hemmungsloser geht es auch bei den *rich kids* zu und her. Gewalttätige Übergriffe finden weniger statt, aber die minderjährigen Gäste liegen sturzbetrunken auf den edlen Sofas herum, und kaputtgetretene iPhones und Blackberrys müssen am Montag gleich dutzendfach zur Reparatur gebracht werden.

Fazit? Obleich viele Klubs angeben, in den letzten Jahren strenger zu kontrollieren, sieht die Realität anders aus. Für mich als Minderjährige existierten vor allem in den teureren Diskotheken und Klubs von Zürich praktisch keine Grenzen. Ich war stets ein gerngesehener Gast.

Die Autorin tritt unter einem Pseudonym auf, da sie negative Reaktionen im Nachleben und bei der bevorstehenden Berufswahl ausschliessen möchte.

Bearbeitung: Franziska K. Müller

# «Ich mache jeden Mist noch mit»

Die schönste Schweizerin? Das beste Buch? Die grössten Fehler der 68er? Der berühmte deutsche Kulturkritiker Hellmuth Karasek, 78, weiss auf alles eine schlagfertige Antwort. Nach über achtzig Fragen ist er allerdings «reif für den Urlaub». *Von Andreas Kunz und Olaf Hajek (Illustration)*

**Herr Karasek: Schnelle Fragen, schnelle Antworten. Einverstanden?**

Einverstanden.

**Wie beginnt man ein gutes Gespräch?**

Mit Neugier. Oder indem man so tut, als ob man neugierig ist.

**Wer kann das am besten?**

Günther Jauch, der ist aber wirklich neugierig. Wir haben mal auf Sylt zusammen gegessen. Er hatte den Sohn eines Freundes dabei, ein Student, der in den Bars jobbte. Jauch fragte, wie viel Lohn er erhalte. Dann ist er ausgeschwärmt und hat recherchiert, bevor er mir eine halbe Stunde lang erzählte, warum die Kellner auf Sylt so wenig verdienen. Wenn Jauch bei «Wer wird Millionär» seinen Gast fragt, wo er sein Gartengerät gekauft hat, ist das nicht gespielt.

**Wer kann es nicht?**

Thomas Gottschalk. Er interessiert sich nicht besonders für sein Gegenüber. Das ist zwar sehr sympathisch, aber einem guten Gespräch nicht gerade förderlich.

**Wer erzählt die besten Geschichten?**

Sicher gehört Marcel Reif dazu, der Fussballreporter. Einer der besten Witzerzähler der Welt.

**Ein Beispiel?**

Ein Mann in meinem Alter kommt zum Arzt und sagt: «Herr Doktor, ich habe nach dem Sex immer so ein Pfeifen im Ohr.» Sagt der Arzt: «Was erwarten Sie denn in Ihrem Alter? Standing Ovation?»

**Der aufregendste Gesprächspartner, den Sie getroffen haben?**

Billy Wilder. Er war einer der ersten grossen deutschen Regisseure, ist danach in Hollywood durchgestartet und hat mit der Monroe gedreht.

**Wie war sie?**

Er verdankte ihr sein Rückenleiden, weil er wegen ihr abends nicht schlafen konnte vor Anspannung. Wilder sagte, er habe eine Cousine in Wien, mit der es viel einfacher wäre, die leider aber keine zwei Leute ins Kino locken würde.

**Die beste Party Ihres Lebens?**

In den 60er Jahren gab es sehr viele verrückte Feste. Wir dachten, das Leben sei eine einzige Party, und wir lebten in der freiesten aller möglichen Zeiten. Alles war erlaubt. Der erste Rückschlag kam mit Aids. Auf einmal hatte man wieder Angst. Angeblich gab es in der sexuellen Freiheit

keinerlei Beschränkungen. Die Leute hatten nicht kapiert, dass die Wunden genauso gross sind wie die Eroberungen. Die sexuelle Emanzipation war eine Zeit grosser Illusionen und Irrtümer, die viele Menschen sehr tragisch mit ihrem Leben und grossem Schmerz bezahlt haben.

**Der grösste Frauenheld, den Sie kannten?**

Leider nicht ich. Frauenheld ist ein relativer Begriff, weil es meist Leute sind, die auf ihre alten Tage für ihren Lebensstil schrecklich bezahlt haben. Ich würde aber sagen: Werner Düggelin, der Schweizer Regisseur. Ein Fraueneroberer sondergleichen, was seine Erfolgsquote und die gute Nachrede seiner Freundinnen belegen.

**Ist es okay, Klatschgeschichten weiterzuzählen?**

Wenn sie pfeffrig sind, natürlich.

**Darf ich zuspitzen und übertreiben beim Weitererzählen?**

Unbedingt.

**Und wenn die Klatschgeschichten Freunde betreffen?**

---

**«Wer Kinder auf die Welt bringt, muss nicht Bücher schreiben, um glücklich zu werden.»**

---

Bei Freunden macht man ein bedauerndes Gesicht, geniesst es aber besonders.

**Wie rede ich mich raus, wenn der Betroffene mich zur Rede stellt?**

Das erlebe ich Gott sei Dank nur im Traum.

**Was zeichnet eine gute Klatschgeschichte aus?**

Dass sie jemand anderen verletzt.

**Warum macht Lästern Spass?**

Weil es Entlastung ist vor fremder Grösse. Menschen, die nicht lästern, sind schlechte Menschen. Weil sie ihren Groll nirgends rauslassen können.

**Der beste Lästerner?**

Marcel Reich-Ranicki, weil er auch beim Lästern mit Feuer und Leidenschaft dabei ist.

**Ihr Lieblingsintellektueller?**

Winston Churchill. Der war so klug und geschickt, dass er mit Recht auch den Literaturnobelpreis bekommen hat.

**Ein Schweizer?**

Max Frisch. Eine sehr skeptische, selbstkritische Gegenstimme in der Schweiz. Und trotz seiner Zögerlichkeit hat er eine grosse Bedeutung erlangt.

**Der sympathischste Schweizer?**

Friedrich Dürrenmatt. Ein toller Kerl und ein Koloss an Lebensfreude – obwohl er gar nicht die Gesundheit dazu hatte. Da ich damals noch jung war, hat er mich sehr leicht unter den Tisch getrunken, obwohl er zuckerkrank war und nur Bordeaux-Weine trinken durfte. Er hat dabei übrigens gern über Frisch gelästert, der für ihn sehr seltsam und spießig war.

**Wie erklären Sie dem Schweizer die Deutschen?**

Indem ich sage: Seid nachsichtig. Die Deutschen haben eine so unruhige Geschichte, dass sie immer noch nicht wissen, was sie machen sollen.

**Nehmen Deutsche die Schweizer ernst?**

Wenn man jemandem sein Geld anvertraut, ist das die grösste Form von Respekt.

**Müssen Schweizer ein schlechtes Gewissen haben, weil es ihnen gutgeht?**

Kein Land muss ein schlechtes Gewissen haben, wenn es ihm gut geht, solange es andere Erdteile nicht niedergewalzt und erobert hat. Und da hat die Schweiz ja nicht viele Fehler gemacht.

**Welches Buch schenken Sie Ihrem grössten Feind?**

Keines, weil ich ihn nicht bewaffnen will.

**Das schlechteste Buch?**

Nach unten sind keine Grenzen gesetzt.

**Welche drei Bücher muss man gelesen haben?**

«Lolita» von Wladimir Nabokov, «Jedermann» von Philipp Roth, «Gullivers Reisen» von Jonathan Swift.

**Warum sind alle grossen Bücher von Männern geschrieben worden?**

Wer Kinder auf die Welt bringt, muss nicht Bücher schreiben, um glücklich zu werden.

**Der überschätzteste Klassiker der Literaturgeschichte?**

Dantes «Göttliche Komödie» könnte ich heute nicht mehr lesen, zu langweilig. Ich weiss auch nicht, ob ich den «Grünen Heinrich» nochmals lesen könnte. Tolle Bücher, aber langatmig und in die Jahre gekommen. Oder ich bin in die Jahre gekommen.

**Die Zauberformel für ein gutes Buch?**

Der grosse Mozart-Biograf Alfred Einstein, ein Bruder von Albert Einstein, hat gesagt: Die «Zauberflöte» ist deshalb das grösste Werk, weil es dem weisesten Gelehrten gleich viel gibt wie dem kleinen Kind. Deshalb gehören auch «Alice im Wunderland»,



«Michelle Hunziker ist ein Traum von einer Frau»: Autor Karasek.

«Gullivers Reisen» oder «Grimms Märchen» zu meinen Lieblingsbüchern.

**Das schönste Wort deutscher Sprache?**

Heimweh.

**Das schrecklichste?**

Da gibt es viele. Wenn der deutsche FDP-Chef Philipp Rösler sagt, über die Homo-Ehe gäbe es «Erörterungsbedarf», dann graut es mir. Ein solch schreckliches Wort kann sich keine andere Sprache ausdenken.

**Muss ein guter Schriftsteller unglücklich sein?**

Da ich kein guter Schriftsteller bin, müsste das richtig sein.

**Sollen sich Schriftsteller politisch äussern?**

Die politische Äusserungskraft von Schriftstellern wird überschätzt. Picasso war ein grosser Maler, und ich glaube nicht, dass er ein grosser Politiker gewesen wäre. Muss er auch nicht sein. In Diktaturen braucht es Figuren, die aufstehen und sich widersetzen. Aber Brecht hat den schönen Satz gesagt: «Unglücklich das Land, das keine Helden hat. Noch unglücklicher das Land, das Helden nötig hat.»

**Schreiben Schweizer anders als Deutsche?**

Max Frisch schreibt, das Schöne an den russischen Romanen sei, dass dort die Zugfahrten lang genug sind, um grosse Geschichten zu erzählen. Die geografischen Bedingungen der Schweiz haben sicher einen Einfluss auf die Sprache. Dazu kommt, dass die Schweizer ein beneidenswertes Volk sind, weil alle Leute zwei oder sogar drei Sprachen beherrschen. Das gibt ein geschärftes Gefühl für die Ausdrucksweise.

**Warum schreiben alte Männer so gerne über Sex?**

Es gibt tatsächlich nichts Trostloseres als einen alten Mann, der seinen ganzen Gewinn nur noch aus der Erinnerung an seine frühere Sexualität zieht. Das ist traurig. Aber warum sollte man es ihm nicht gönnen?

**Bester Film?**

«Chinatown» von Roman Polanski.

**Beste Sexszene?**

Die Verführungsszene in «Some Like It Hot». Billy Wilder fragte sich: Was muss noch schöner sein, als die Monroe zu verführen? Die Antwort war klar: Von der Monroe verführt zu werden!

**Der letzte neue Film, der sie begeistert hat?**

Woody Allens «Matchpoint». Oder auch «Lost in Translation» von Sofia Coppola. Ansonsten interessiert mich das Kino nicht mehr so sehr.

**Warum?**

Die technische Perfektion hat das Kino getötet. Ich will sehen, wie die Menschen sind, und nicht wie ein Auto digital explo-

diert. Als ich Billy Wilder mal fragte, wie man Schmerz und Trauer am besten darstelle, sagte er, mit dem Rücken einer Mutter, die erfährt, dass ihr Sohn tödlich verunglückt ist. Kino sollte ein Angebot an die Fantasie des Zuschauers sein.

**Sie mögen keine Actionfilme?**

Nein.

**Wer ist besser: Sylvester Stallone, Arnold Schwarzenegger oder Bruce Willis?**

Hören Sie mir auf, mir sind alle drei auf tiefste fremd.

**Sollen Schauspieler afrikanische Kinder retten?**

Mir geht es auf die Nerven. Den Kindern hilft es wahrscheinlich.

**Das schönste Liebeslied?**

Obwohl es kitschig ist: Johann Sebastian Bach – «Willst du dein Herz mir schenken». Ebenfalls schön sind alle Mozart-Arien aus «Così fan tutte», vor allem, weil sie so toll verlogen sind.

**Geht es seit Mozart nur noch bergab?**

Ich fürchte, ja.

**Warum präsentiert sich die klassische Musik heute so ernst, während es zu Mozarts Zeiten bunt und laut war?**

Tatsächlich wurde die meiste Musik in der klassischen Zeit an Festen gespielt, die Leute haben sich unterhalten und gefeiert und nicht ständig nach allfälligen Fehlern gehorcht. Wenn Musik aber nur noch reproduziert wird, bildet sie eine Aura. Das ist schade, aber leider ertappe ich mich selber im Konzertsaal dabei, wie ich mir Mühe gebe, ja nicht zu husten.

**Wäre Mozart glücklich heute?**

Keine Ahnung, er war auf jeden Fall sehr lebenslustig und lebenshungrig. Morgens feierte er Champagnerorgien, und abends gab es Rumpunsch.

**Welches Lied sollten die Menschen ins All senden?**

Da ich nicht an Ausserirdische glaube, ist mir das völlig egal.

**Wie oft verliebt man sich im Leben?**

Zu selten. Und zu oft.

**Wie verführten Sie die Frauen?**

Mit fünfzehn habe ich eine Rosemarie nach einem gemeinsamen Abend überfallartig geküsst und dafür furchtbar eine gescheuert bekommen. Seither ist mir das nie wieder passiert, weil ich gewartet habe, bis eine Frau mich küsste. Dass ich mich nie überschätzt habe, war meine grösste Stärke.

**Sie haben die Frauen doch einfach ins Bett gequatscht.**

Ich weiss nicht, wovon Sie reden.

**Wird Viagra überschätzt?**

Keine Ahnung, ich habe es nie genommen. Ich schwör's.

**Lohnt es sich, treu zu sein?**

Ich hab weder das eine noch das andere probiert.

**Hellmuth Karasek**

Er traf die grössten Schauspieler und interviewte die berühmtesten Schriftsteller, schrieb zahlreiche Bücher und leitete über zwanzig Jahre lang das Kulturressort des Nachrichtenmagazins *Der Spiegel*: Es gibt kaum ein geisteswissenschaftliches Thema in den letzten Jahrzehnten, das vom deutschen Kritiker Hellmuth Karasek unerwähnt blieb. Geboren 1934 im tschechischen Brünn, floh er als Zehnjähriger mit seiner Familie vor der Roten Armee nach Ostdeutschland. Nach dem Abitur übersiedelte er von der DDR in den Westen, wo er Germanistik, Geschichte und Anglistik studierte. Ab 1974 arbeitete er beim *Spiegel*, wo er zu einem der bekanntesten Literatur- und Filmkritiker wurde. Neben Marcel Reich-Ranicki war Karasek von 1988 bis 2001 ständiger Teilnehmer der TV-Sendung «Das literarische Quartett». Noch heute tritt er regelmässig in Fernsehsendungen auf, schreibt Kolumnen und Bücher – das letzte erschien 2011 mit dem Titel: «Soll das ein Witz sein? Humor ist, wenn man trotzdem lacht» (Quadriga, Berlin). Karasek lebt in Hamburg, ist verheiratet und hat vier Kinder. (aku)

**Ihre grösste Eroberung?**

Meine Frau.

**Die schönste Liebesgeschichte?**

Es gibt keine schönen Liebesgeschichten. Sie müssen tragisch enden, sonst landen sie in der Banalität des Alters. Man kann sich nicht vorstellen, dass Julia von Romeo hört, dass sie das Ei wieder zu hart gekocht hat.

**Ist die erste Liebe eine Krankheit?**

Ja, aber eine notwendige. Genau wie man Allergien erst dann vermeidet, wenn man sie in der Jugend schon mal durchlebt hat. So muss man auch die erste Liebe überstehen, um danach ein bisschen wetterfest zu sein.

**Darf man mit verheirateten Menschen schlafen?**

Wenn sie miteinander verheiratet sind, dürfen sie schon miteinander schlafen. Wenn sie es denn noch wollen.

**Wie kann man Versuchungen widerstehen?**

Überhaupt nicht. Es sei denn, man schliesse sich in einer Einzelzelle ein.

**Nehmen Versuchungen ab mit dem Alter?**

Ein wenig. Ich tröste mich mit Tucholsky, der gesagt hat: Wenn der Mensch hinten nicht mehr hochkommt, nennt er es innere Einkehr.

**Was macht eine Frau zur Frau?**

Ihr genetisches Material. Beim Aussehen kann man sich täuschen. Der Mann macht die Frau in seinem Kopf zur Frau. Ich hatte schon erschreckende Momente in Schwimm-

bädern, wo ich dachte, mein Gott, hat die schöne Beine. Dann aber kam leider ein Mann zum Vorschein.

#### **Die schönste Frau der Welt?**

Eigentlich sehe ich jeden Tag eine schönste Frau der Welt, wenn ich Glück habe.

#### **Die schönste Schweizerin?**

Michelle Hunziker ist ein Traum von einer Frau. Ich hab ihr kürzlich einen Preis für Lebensfreude verliehen, war an dem Abend ihr Tischherr und habe eine Laudatio für sie gehalten. Selten habe ich eine so einnehmende und brillante schöne Frau an meiner Seite gehabt. Zum Flirten bin ich aber zu alt. Zudem war ihr Verlobter dabei, ein Musterbeispiel eines gutaussehenden, vermögenden Manns, der sich zurückzuhalten weiss.

#### **Warum verlieren Männer bei Frauen den Verstand?**

Was sollten sie sonst verlieren? Man darf sich nicht täuschen: Die Triebe des Menschen sind das Stärkste und Unwiderstehlichste, das es gibt. Und es braucht einer grosse Erziehung, Kultivierung und Beherrschung, diese Triebe unter Kontrolle zu bringen. Man merkt das, sobald Ausnahmezeiten anbrechen. Dann kommt das alte Tier im Menschen sofort zum Vorschein.

#### **Ein schöner Satz für den Liebesbrief?**

«Willst du mich heiraten?»

#### **Kommen Sie!**

«Darf ich dich verlassen?» Im Ernst: Es gibt kein Rezept für den perfekten Liebesbrief. Beethoven und Rilke haben wunderschöne Liebesbriefe geschrieben, Mozarts Briefe waren voller Ferkeleien.

#### **Sind Frauen glücklicher geworden, seit sie mehr Rechte haben?**

Ich glaube schon. Ich würde mir als Frau nicht gerne vorstellen, in einem islamischen Sender mit Vollkörperverhüllung arbeiten zu müssen.

#### **Sind Männer glücklicher geworden, seit Frauen mehr Rechte haben?**

Ich glaube auch, weil sie wirkliche Partner bekommen haben. Als ich neulich eine Doris-Day-Komödie mit Rock Hudson gesehen habe, «Ein Pyjama für zwei», habe ich körperliche Schmerzen empfunden. Frauen mussten damals so albern sein, dass es wehtat.

#### **Sind Sie Optimist?**

Ja, im Interesse meiner Kinder. Sonst nicht so sehr.

#### **Existiert Gott?**

Ich verweigere eine Antwort und erzähle einen Witz. Ein Atheist sagt einem alten Bischof: «Ich glaube nicht an Gott.» Sagt der Bischof: «Sehen Sie, das ist der Unterschied zwischen uns beiden: Ich glaube nicht mal das.»

#### **Welche Religion ist die beste?**

Christentum und Judentum haben den

Vorteil, dass sie sich den Menschen als Gottes Ebenbild vorstellen. Das ist eine unglaubliche Aufwertung des Menschen, vor allem wenn man auf der Strasse die vielen Dickbäuche sieht.

#### **Warum kreisen dreizehn Planeten um eine Sonne?**

Damit der Mensch nicht denkt, alles kreise um ihn.

#### **Hilft Alkohol?**

Es gibt nichts, wo der Alkohol nicht nötig ist: Geburtstage, Beerdigungen, Feste, Meisterfeiern, Karneval, Jubiläen – alles Alkohol-feste. Es gibt nichts Verlogeneres als zwei

---

### **«Wenn sie miteinander verheiratet sind, dürfen sie schon miteinander schlafen.»**

---

Freunde, die sagen, sie gingen auf ein «Bierchen» oder ein «Weinchen», denn meistens endet es im Rausch. Zurzeit rutschen wir aber wieder in eine Phase der Prohibition, die ich bedenklich finde.

#### **Das grösste Vermächtnis Ihrer Generation?**

Die Rechtsstaatlichkeit. Seit ich aus der DDR abgehauen bin, hatte ich nie mehr Angst, dass mich nachts jemand abholen und verhaften könnte.

#### **Eine Alternative zum Kapitalismus?**

Auf keinen Fall der Sozialismus, der kann einfach nicht funktionieren. Da eine Rückkehr zur Tauschgesellschaft ausgeschlossen ist, werden wir mit Geld leben müssen. Und mit den Spekulationen, die damit gemacht werden – neu auch von Computern, die schneller denken als wir Menschen.

#### **Der grösste Fehler der Achtundsechziger?**

Dass sie eine absolute Volksherrschaft herbeiführen wollten. Man kann die staatliche Ordnung nicht dadurch heilen, dass man sie ausser Kraft setzt. Dann der Antisemitismus, die Bewunderung der arabischen Terroristen. Und die Idiotie, Kinder als sexuell freie Objekte zu betrachten. Daniel Cohn-Bendit, der das propagiert hat, war übrigens der Kindergärtner meiner Neffen.

#### **Und?**

Wie ich hörte, hat er einen guten Job gemacht.

#### **Was geben Sie der jungen Generation mit?**

Wir leben in herrlichen Zeiten, aber es ist fragil. Der Finsternis ist schnell wieder da. Der grösste Rückfall in die Barbarei ist in Deutschland keine hundert Jahre her. Das ist jederzeit wieder möglich. Leider aber kann man sich dessen nicht bewusst sein, genauso wenig, wie man sich des Alters bewusst sein kann. Jeder muss seine Erfahrungen selber machen.

#### **Der grösste Ärger des Lebens?**

Alt werden. Und Armut. Über fünfzig Prozent der Menschen leben in Slums mit Dreck, Hitze und Gestank.

#### **Die positive Überraschung im Alter?**

Es muss eine geben, aber ich habe sie noch nicht gefunden.

#### **Was wird im Alter vernachlässigbar?**

Es gibt nichts im Leben, das zu vernachlässigen ist. Ich mache jeden Mist noch mit.

#### **Was treibt Sie an?**

Dass es keine Alternativen zum Leben gibt.

#### **Die schönste Beerdigung Ihres Lebens?**

Ich hasse Beerdigungen. Ich möchte nicht einmal zu meiner eigenen gehen.

#### **Welchen Satz wollen Sie auf dem Sterbebett sagen?**

Wie Goethe: «Mehr Licht!» Obwohl er ja eigentlich auf Hessisch sagte: «Man liegt hier schlecht.» Das ist dann auf «Mehr Licht!» verkürzt worden.

#### **Herzstillstand oder Verabschiedung?**

In einem Cartoon fällt ein Mann vom 100. Stock eines Wolkenkratzers. Beim 23. Stock hat er ein Grinsen im Gesicht, und er sagt: Bisher ist ja alles gutgegangen. Diese Haltung möchte ich mir bewahren. Irgendwann liegt man auf dem Boden. Ich mache mir keine Sorgen.

#### **Wie finde ich das Glück?**

In der «Dreigroschenoper» heisst es: «Ja, renn nur nach dem Glück, doch renne nicht zu sehr, denn alle rennen nach dem Glück, das Glück rennt hinterher.» ○

## **Schweizerzeit**

Das Wort zur Woche:

**Euro-Rettung**  
**Verantwortungslose**  
**Schuldenmacher**  
**plündern die**  
**Leistungsträger.**

**«Schweizerzeit» –**  
**damit das gesagt wird,**  
**was nicht ungesagt**  
**bleiben darf.**

Gratis-Probenummern:  
«Schweizerzeit»

Postfach 23, 8416 Flaach

Tel. 052-301 31 00

Fax 052-301 31 03

abonnement@schweizerzeit.ch

www.schweizerzeit.ch



*Zugedröhnter Messias: David Bowie auf seinem Album «Aladdin Sane» (1973) und in seiner Ziggy-Stardust-Kluft.*



## Ziggy reitet wieder

Von Daniele Muscionico

**I**m Juni vor vierzig Jahren. Damals. Als die Gegenwart noch träumte, landete vom Mars, landete in London, landete Ziggy Stardust, der Vater aller Fantasten, die Mutter aller Kunst-Popfiguren.

Der Rock schien sich in einer Jeanshöhle verirrt zu haben; Perlen klunkerten, es wehten lange Haare und, Gott bewahre, Schlaghosen. Die britischen Charts triefen von Shirley Bassey und Lee Marvin; der ehrenvollste Versuch in diesem Jahr, «All Right Now» von Free. Kurzum, es war alles in allem ziemlich trostlos. Nur eine überlebensgrosse Rockfigur konnte die Welt noch retten: Ziggy Stardust, ein zugehörnter Messias, der die Menschheit durch Liebe und Sex vor einer kosmischen Katastrophe bewahren wollte.

Zugegeben: David Bowies berühmte Ziggy-Kluft – die orange Vokuhila, der gestreifte Overall, den anstelle von Schulterpolstern Heckspoiler zieren, die feuerroten Plateau-Gummistiefel – wirkt für uns Zeitgenossen eher possierlich als zukunftsweisend. Obwohl: Lady Gaga hält offenbar bis heute demselben Schneider die Treue.

Bowie, ein Mann, ein Charisma. Ein Mensch mit wechselnden Geschlechtern, Persönlichkeiten, Zähnen und Aufträgen. Punktgenau zu Armstrongs Mondlandung hatte er 1969 seinen ersten grossen Hit «Space Oddity» hingelegt, in dem Major Tom völlig losgelöst und, wie man jetzt ahnt, im Kaufrausch durchs Weltall driftete. Dabei war Bowie selbst auf Shoppingtour in Sachen Inspiration. Sein Mars waren die USA. Bei Besuchen in New York hatte er Andy Warhol kennengelernt, ein introvertiertes Alter Ego des Narzissten Bowie.

Die Zukunft ist eine relative Sache: Was wäre Bowie ohne Warhol geworden? Und was aus der Musikgeschichte ohne Glam-Rock, den Bowies Funkenflug in Brand gesetzt hat? Sicher ist, Bowies Album mit dem verrückten Titel «Den Aufstieg und Fall von Ziggy Sternstaub und der Spinnen vom Mars» klang so, als ob Freud und Dalí und Kubrick gemeinsam die Apokalypse vertont hätten.

Jetzt reitet dieser Ziggy demnächst wieder, und zwar in London, dort also, wo er gelandet ist. Das altherwürdige Victoria and Albert Museum hat Zugang erhalten zu den persönlichen Archiven des Musikers und wird eine Bowie-Hommage realisieren, wie es noch keine gab. Ob sich der heute 65-Jährige dann in seiner alten Heimat materialisieren wird? Eher nicht: David Bowie hasst wenig mehr, als zu fliegen.

«David Bowie is» im Victoria and Albert Museum, London, ab 23. März 2013

## Bestseller

### Belletristik

- 1 (–) **Ken Follett:** Winter der Welt (*Bastei*)
- 2 (1) **Martin Suter:** Die Zeit, die Zeit (*Diogenes*)
- 3 (3) **Jussi Adler-Olsen:** Verachtung (*DTV*)
- 4 (4) **Jonas Jonasson:** Der Hundertjährige ... (*Carl's Books*)
- 5 (2) **Charlotte Link:** Im Tal des Fuchses (*Blanvalet*)
- 6 (5) **Jan-Philipp Sendker:** Herzenstimmen (*Blessing*)
- 7 (9) **Henning Mankell:** Erinnerung an einen schmutzigen Engel (*Zsolnay*)
- 8 (6) **Elizabeth George:** Glaube der Lüge (*Goldmann*)
- 9 (7) **Jean-Luc Bannalec:** Bretonische Verhältnisse (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 10 (8) **Joy Fielding:** Das Herz des Bösen (*Goldmann*)

### Sachbücher

- 1 (3) **Guinness World Records 2013** (*Bibliographisches Institut GmbH*)
- 2 (1) **Rolf Dobelli:** Die Kunst des klugen Handelns (*Hanser*)
- 3 (4) **Rolf Dobelli:** Die Kunst des klaren Denkens (*Hanser*)
- 4 (–) **Gabriel Palacios:** Ich sehe dich (*Giger*)
- 5 (5) **Blaine Harden:** Flucht aus Lager 14 (*DVA*)
- 6 (9) **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung (*Bibliographisches Institut GmbH*)
- 7 (–) **Pushpesh Pant:** Indien. Das Kochbuch (*Edel*)
- 8 (6) **André Häfliger, Georges Wüthrich:** Dölf Ogi – So wa(h)r es! (*Weltbild*)
- 9 (7) **Philippe Pozzo di Borgo:** Ziemlich beste Freunde (*Hanser*)
- 10 (–) **Rhonda Byrne:** The Secret – The Magic (*Drömer/Knaur*)

**Quelle:** Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

### Apropos: Esel und Pferde

Es ist ein Anzeichen fortgeschrittenen Alters, wenn sich Autoren bemüssigt fühlen, die Welt mit ihren Lebensweisheiten zu beglücken. Wenn man dann so ein Aphorismenbuch in die Hände gedrückt erhält, gibt es aber doch viel zu entdecken, insbesondere wenn der Autor eine streitbare Figur wie der Dramatiker Rolf Hochhuth ist. Einige Beispiele: «Esel, die sehr grosse Esel sind, halten sich für Pferde.» – «Geschäfte mit Fremden – billiger als mit Freunden.» – «Wer viel verschweigen muss, ist sehr gesprächig.» Der allererste Aphorismus im Buch könnte auch als das Lebensmotto des heute 81-jährigen Rebellen verstanden werden: «Wer nur normal, ist schon genormt.» (*rb*)

**Rolf Hochhuth:** Was vorhaben muss man. Aphorismen. Rowohlt. 144 S., Fr. 25.90

## Literatur

# Ungiftige Satire

**Fritz J. Raddatz, das schärfste intellektuelle Lästermaul Deutschlands, karikiert in seinem neuen Buch bekannte Schriftsteller im Spiegel der Tierwelt. Von Martin Halter**

**D**er Raddatz aus der Gattung der Prachtleierschwänze gilt unter Ornithologen als «der beste Sänger unter den Vögeln»; seine Balztänze sind berüchtigt, seine Verteidigungsstrategien exotisch. Wird er von Feinden oder Rivalen angegriffen, betäubt er sie «mit einer übelriechenden Substanz, um dann mit stolzgeschwungenen langen Schwanzfedern in Siegerpose den Kampfplatz zu verlassen». Man muss nicht lange rätseln, wer sich in diesem koketten Selbstporträt als Paradiesvogel aufplustert: Fritz J. Raddatz war der eitelste Pfau im deutschen Literaturzoo, ehe er 1985 nach einem peinlichen historischen Irrtum – er hatte Goethe den Anbruch des Eisenbahnzeitalters erleben lassen – Amt und Würden verlor, spielte aber auch noch mit gestutzten Schwingen und verblasstem Gefieder gar prächtig die alte Leier vom verkannten Propheten.

Vor zwei Jahren gelang ihm mit «Tagebücher: 1982–2001» ein triumphales Comeback. Selbst Frank Schirrmacher lobte den «grossen Gesellschaftsroman der Bundesrepublik». Nur artverwandte und schlecht weggekommene Nebenbuhler wie der «scheussliche» Hellmuth Karasek (oder auch Peter Sloterdijk in seinem Morgentagebuch) sprachen missvergnügt von tausend Seiten Klatsch und Häme. Raddatz, höhnte Karasek, hätte ein deutscher Truman Capote, wenn nicht Oscar Wilde sein können, aber es reichte nur zum stillen Lästermaul. Jetzt versucht Raddatz mit einem «Bestiarium der deutschen Literatur» an den Erfolg seiner Tagebücher anzuknüpfen. Der alte Prachtleierschwanz wetzt seinen losen Schnabel an 76 toten und lebenden deutschsprachigen Schriftstellern von Herbert Achternbusch bis Juli Zeh. Aber wie sehr er auch hackt und schnäbelt und sein Gefieder spreizt: Anders als sein Diarium ist sein Bestiarium bloss eine flügelahme Literatursatire.

Nach dem Vorbild der allegorisch-moralischen Bestiarien des Mittelalters haben seit Beginn des letzten Jahrhunderts grosse Autoren wie Apollinaire, Claudel und Borges immer wieder Kollegen im Spiegel der Tierwelt karikiert. Am bekanntesten im deutschen Sprachraum wurde Franz Bleis «Grosses Bestiarium der Literatur» (1920/24), das bei Rowohlt unzählige Auflagen erlebte. Blei beschrieb sich darin als mit allen Wassern gewaschener Trüffelwurm, der im Boudoir «nicht ganz einwandfreie Kunststückchen mit Flossen und Schwänzchen» vollführt, eine Anspielung darauf, dass der Entdecker und Förderer von Autoren wie Kafka, Musil und Robert Walser sich sein täg-

lich Brot mit pikanten Petitesse und bibliophilen Erotika verdienen musste. Blei war zu seiner Zeit ein Hansdampf in allen literarischen Gassen: verdienstvoll als Kritiker, Essayist, Herausgeber und Übersetzer, eher zwielichtig als PR-Berater, Snob und vom Kommunismus zum Katholizismus konvertierter Wendehals, letztlich eine tragische Figur.

### Dürrenmatt als lustige Weinbergschnecke

Raddatz ist in mancher Hinsicht sein Erbe: ein geschmäckerischer, champagnerseliger Dandy, selbstgefällig und larmoyant, verletzlich und verletzend, mit allen verbandelt und verfeindet, aber fast immer geistreich und charmant. In seinem Tierleben freilich fällt er nicht nur hinter die witzigen Grobheiten und die stilistische Eleganz Bleis zurück, sondern bleibt auch unter seinen eigenen Möglichkeiten. Seine Tagebuchnotizen waren ja, bei aller Banalität im Einzelnen, ein grossartiges Panoptikum der deutschen Nachkriegsliteratur, voll scharfzüngiger Sottisen, amüsantem Tratsch, schmerzlichen und peinlichen persönlichen Erfahrungen.

Sein Bestiarium ist ein harmloses Schmunzel-Brevier, zusammengestückelt aus Rezensionen, Anekdoten und zoologischer Literatur (neben den Tierencyklopädiën von Brehm und Grzimek studierte Raddatz «diverse Wissenschaftsbeilagen in Tages- und Wochenzeitungen»), die allenfalls in einem lockeren assoziativen Zusammenhang mit den porträtierten Schriftstellern stehen. Wenn Raddatz Uwe Johnson als Pottwal, Böll als Panzernashorn, Siegfried Lenz als Trockenqualle und Thomas Hürlimann als Seeigel charakterisiert, hat er die Spielregeln des literarischen Bestiariums offensichtlich missverstanden. Es geht nicht darum, Dichtern erwartbare emblematische Wappentiere zuzuweisen oder gar mit naturkundlichem Fachwissen zu glänzen, sondern darum, neue literarisch-zoomorphe Metamorphosen zu erfinden und augenzwinkernd zu kategorisieren.

Entsprechend zahm kommt Raddatz' Dichter-Fauna daher. Dürrenmatt, im Tagebuch noch als «etwas dumm» geschmäht, taucht nun als lustige Weinbergschnecke, der «Scharlatan» Enzensberger als flatterhafter Falter, Handke, das «ekelhafte Insekt», als Moschuskrake auf. Adolf Muschg, damals als gebildeter Langweiler abgewatscht («ordentlich gebaute Sätze schmoren auf der kleinen Flamme der Phantasie») wird jetzt als braves Schweizer Murmeltier vorgeführt, Martin Suter fällt als Murmeltierkoch ganz aus dem geistigen Tier-



Verleztlich und verletzend: Autor Raddatz.

reich. Selten nur gewinnen Raddatz' Urteile jene pointierte Schärfe, die Tucholskys berühmtes Motto: «Was darf die Satire? Alles», verspricht. Habermas etwa ist nicht übel getroffen als Primat, der sich mit seinem unverständlichen Grunzen zum Clan-Chef aufschwingt. Martin Mosebach erinnert tatsächlich an einen gravitatischen Andenflamingo, Wolfgang Koeppen an einen langsam brütenden Nashornvogel, Peter Härtling an eine behäbige Raupe, die stets denselben Halbseidenfaden spinnt, und Jelinek hat ja vielleicht wirklich etwas von einer verirrten Möwe, die sich von Käse- und Quarkresten ernährt.

Menschen mit Tieren zu vergleichen, ist immer heikel. Leicht verrutscht das sarkastische Bonmot zur Infamie, so wie in Bleis Bestiarium der – von Co-Autor Carl Schmitt beige-

steuerte – Steckbrief der «Fackelkraus». Raddatz' Spott ist meist ungiftig, greift aber, gerade bei Frauen, schon mal ungalant unter die Gürtellinie; so wenn er «das Lewitscharoff» als schwerfälliges Riesenhängaru und «Damenimitator» oder Sarah Kirsch als zur Jungferzeugung fähiges Truthuhn beschmunzelt. Die Paarungsfrequenz des Grossen Pandas Frisch und die Kuckuckskinder des Grossen Kormorans Walser nötigen ihm deutlich mehr Respekt ab. Das Schönste an dieser Tierstimmenimitation sind jedenfalls die Illustrationen: Wo Raddatz mit fettem Pinsel und eitlen Behagen possierliche Belanglosigkeiten aufspiesst, stichelt und ätzt Klaus Enskat mit spitzer, feiner Feder.

Fritz J. Raddatz: Bestiarium der deutschen Literatur. Rowohlt. 144 S., Fr. 28.50

## Jazz

### «The shape of jazz to come»

Von Peter Rüedi

Wer's zu was bringen wollte im Jazz, musste einst, früher oder später, nach New York N. Y., «a city so nice they had to name it twice» (wie Jon Hendricks reimte, dieser Rapper ante litteram). Inzwischen serbelt dort die kommerzielle Klubszene, dafür ist im Untergrund der Teufel los. Da ist zwar kein Blumentopf zu gewinnen, dafür muss auch keiner Kompromisse eingehen.

Ist die zunehmende Akademisierung ein Trend im Jazz, ist sein Rückzug in den Underground ein anderer. Mehr und mehr Europäer zieht es, zumindest zeitweise, in den «grossen Apfel». Florian Weber, deutscher Pianist aus Detmold, ist einer von ihnen, aber er steht für beide genannten Tendenzen – leitet er doch seit 2007 auch die Jazzabteilung der Universität Osnabrück. Er hat eine klassische Herkunft, was seiner pianistischen Technik anzumerken ist (und seinen zum Teil anspruchsvollen Kompositionen). Aber er ist auch ein Liebhaber heftiger Dynamik, was in Zeiten der zahllosen eher kopflastigen Fusionen zwischen Jazz und E-Musik eher selten geworden ist.

Schon das Trio Minsarah mit Jeff Denson und Ziv Ravitz, das seit zehn Jahren besteht und unter anderem eine aufregende CD mit dem Altmeister Lee Konitz eingespielt hat, verliess konventionelle Konzeptionen des Piano-Trio-Jazz. Damit bricht Weber in seinem jüngsten Opus ganz. In New York aufgenommen, erweitert es die Trio-Basis (Thomas Morgan am Bass und Dan Weiss an den Drums) um einen der Shootingstars der neuen Jazzgitarre, den aus Benin stammenden Lionel Loueke. Das erdet die komplexen Kompositionen in einem archaischen Boden, genauer: Louekes Spiel ist (zumal rhythmisch) nicht weniger tricky, aber es atmet – selbst wenn ein Stück mal im 27/16-Takt einfährt («Piecemeal» heisst die Pièce). Selten ist mir in letzter Zeit eine so einleuchtende Heirat von Raffinement und Power untergekommen.

Weber kann auch anders (etwa in der traditionellen Eric-Clapton-Ballade «Tears in Heaven»). Aber im Wesentlichen ist seine Musik sowohl gefinkelt als auch *punchy*. Den Mund etwas voll genommen: *The shape of jazz to come*.



Florian Weber (Lionel Loueke, Thomas Morgan, Dan Weiss): Biosphere. Enja ENJ-9586 2

# Triumphe auf Lebenszeit

Das Lucerne Festival Orchestra unter Claudio Abbado begeistert weltweit. Aber was, wenn der Meister nicht mehr ist? *Von Christian Berzins*



«Er ist ein Zauberer»: Dirigentenlegende Abbado in Moskau.

Waren es die aus dem Wiener Nobelhotel «Imperial» mitgebrachten Ravioli? Die süssen Erinnerungen an seine legendären Wiener Opernächte? Wie auch immer: Im Tournee-Charterflugzeug, das von Wien nach Moskau flog, sass, mit dem 110-köpfigen Lucerne Festival Orchestra (LFO), in der ersten Reihe ein sanft lächelnder Claudio Abbado. Bald nach Abflug schmiedeten die 79-jährige Dirigentenlegende und Michael Haefliger, Intendant von Lucerne Festival, Pläne bis ins Jahr 2016. Vergessen die Katastrophe, die das Lucerne Festival 2012 arg getroffen hatte: Abbados Absage der Aufführung von Gustav Mahlers gigantischer 8. Sinfonie kurz vor Festivalbeginn. Der rundum zelebrierte Luzerner Hausseggen hing schief.

«Die Achte ist kein Thema mehr», sagt Haefliger auf demselben Flug. Klar ist: Abbado darf alles, seine Konzerte entschädigen für alles. Das LFO besteht dank ihm und durch ihn. Oboistin Mizuho Yoshii-Smith bringt's auf den Punkt: «Er ist ein Zauberer.»

Bratschist Wolfram Christ, Ex-Berliner-Philharmoniker, nennt dafür auch technische Gründe, etwa die unheimliche Klarheit in Abbados feiner Gestik, und fügt an: «Entscheidend ist aber nicht, was ein Dirigent in den Proben erzählt, sondern ob er im Konzert seine Seele öffnen kann. Das geschieht bei Abbado jeden Abend. Wenn sich die Musiker darauf

einlassen können, wird's spektakulär.» Noch poetischer klingt's bei der Luzernerin Isabelle Briner, Abbadiana DOC: «Abbado ist wie ein Gral, ein Medium. Er lässt die zirkulierende Energie der Musik zusammenfliessen, so dass sie sich immerfort erneuert.»

## Noch wagt man Grosses

Musiker aus Spitzenorchestern bilden seit 2003 das weltweit bewunderte LFO. Doch trotz der neuen Pläne, trotz Abbados Vertrag auf Lebenszeit wurde im Sommer 2012 immer wieder die bange Frage laut: Was passiert mit dem Orchester, wenn Abbado, der eine Magenkrebserkrankung überwunden hat, einmal nicht mehr kann oder nicht mehr will? Haefliger stellt sich vor, dass zuerst mehrere Dirigenten das LFO dirigieren könnten. Es würde spielen, gewiss – aber vielleicht auch am verlorenen Abbado-Zauber zerbrechen, egal, wer vor den Musikern stehen würde: ob Gustavo Dudamel, Daniel Harding, Daniel Barenboim oder Simon Rattle. Letzterer hat 2013 durch die Einbindung in die Academy bereits einen warmen Platz im Lucerne-Festival-Nest.

LFO-Aushängeschild Wolfram Christ sagt allerdings nüchtern: «Wenn Abbado das LFO nicht mehr dirigiert, ist meine Orchesterkarriere beendet.» Weiterhin gesetzt wäre das LFO-Rückgrat, das famose Mahler Chamber Orchestra (MCO), das fast fünfzig Musiker des

Abbado-Klangkörpers stellt. Dass gerade im MCO die meisten Abbado-Treuen sitzen, macht die Sache allerdings nicht einfacher.

Noch wagt man Grosses. Aus New York und Peking ist man bereits bejubelt heimgekehrt, und auf dem Weg nach Moskau wagte sich das LFO vorletzte Woche einmal mehr in die Höhle des Löwen, in den goldenen Wiener Musikvereinssaal, die Heimat der Wiener Philharmoniker. So heftig das Publikum jubelte, die Wiener Kritiker gaben sich launig.

Von Wien reiste die Hundertschaft am Dienstag nach Moskau. Jedes Streichinstrument – 38 Geigen, 16 Bratschen, 15 Celli, 10 Kontrabässe – wurde vorab, einem Verbrecher gleich, von allen Seiten fotografiert, die Formulare mit den Wertangaben viermal abgeschrieben. «Warum eigentlich Moskau?», fragen wir Haefliger, und er hört den Unterton. «Wir fliegen nicht dahin, um Oligarchen fürs Festival zu angeln, das ist eine künstlerische Mission.»

Auf die Landung hin folgen zwei Stunden lang Tangentialen, Staus, Unfälle, Zwiebelkirchtürme, Industrie, (Alb-)Traum-Limousinen, wie sie sonst nur die Vize-Ex-Missen am Genfer Autosalon sehen, öffentliche Busse, die aus blossem Rost zu bestehen scheinen. Zum kleinen Abendglück reicht den meisten Musikern ein Gratis-WLAN und der 24-Stunden-Shop, wo es Wasser, Bier und Früchte zu kaufen gibt, neben dem «Holiday Inn» draussen in den Pampas. Die Strapazen sind enorm, viele sehen in den 36 Stunden nicht einmal den Roten Platz. Glückliche die Konzertmeister und Orchestersolisten, deren Hotel gleich neben der Moskauer Philharmonie liegt. Einer der Privilegierten, der 55-jährige Hornist Bruno Schneider, seit zehn Jahren im LFO, nennt noch einen Quell der Unzufriedenheit: «Wir Solisten sind viel besser bezahlt als das Gros des Orchesters.» Und so ist der schöne Abbado-Traum eines demokratischen Orchesters der hundert Freunde eine Mär.

Abbado selber schläft standesgemäss im «Ritz». Des «Zauberers» Ärger über den Transfer ist am Donnerstag verflogen, die Probe ist voller Überraschungen, das Konzert ein Triumph.

Bereits am Freitag um acht fährt der Bus wieder zum Flughafen los, Hamburg wartet. Ob Abbado in der Luft seine geliebten Ravioli erhielt? Die *Kieler Nachrichten* melden jedenfalls über das LFO: «ein wunderbar interaktiv vernetzter Organismus, der am Freitag Sternstunden garantierte». Am 16. August 2013 spielt das LFO wieder in Luzern.

Christian Berzins ist Musikkritiker der *Aargauer Zeitung* und des *Sonntags*.



Essay

## Sofort alles anzünden

Der Film «Innocence of Muslims» ist dermassen schlecht, dass man nur darüber lachen kann. Es sei denn, man hat überhaupt keinen Humor – ein Problem, von dem allerdings nicht nur Muslime betroffen sind.

Von Thomas Meyer

Der Low-Budget-Film «Innocence of Muslims» präsentiert den Propheten Mohammed als Feigling, Frauenhelden, Verbrecher, Kinderschänder und latenten Homosexuellen – lauter Dinge, die gläubige Muslime eher ungern über ihren Religionsstifter hören und mit denen man sie auch ordentlich auf die Palme bringen kann, wie die Ausschreitungen der letzten Tage zeigen.

Wer sich jedoch den Film, der nur als fünfzehnminütiger Zusammenschnitt auf Youtube zu finden ist, anschaut, fragt sich angesichts dessen unfassbar schlechter Machart, wie es möglich sein kann, dass Tausende von jungen Männern ernsthaft beleidigt sein und Flaggen verbrennen können ob einer derart plumpen und derben Provokation. Die Antwort ist einfach: Fromme Menschen sind humorlos. Sie sind je humorloser, je frommer sie sind; angefangen bei der milden Humorlosigkeit jener, die erklärermassen an Gott glauben und bei entsprechenden Scherzen nicht mitlachen, bis hin zu den wunderlichen bärtigen Gesellen, die sofort alles anzünden, kaum fällt in einem fernen Erdteil ein kritisches Wort über ihren Propheten. Sie sind die Könige der Humorlosigkeit und damit ausgesprochen leichte Opfer für entsprechenden Schabernack.

### Orgie der Freiheitlichkeit

Erfunden haben sie die Humorlosigkeit deswegen allerdings nicht. Die Absenz von Humor ist eine flächendeckende Problematik, die beim Einzelnen beginnt. Wir alle kennen mehr als einen Menschen, der sich selbst und das Leben furchtbar ernst nimmt, jede Petitesse zur Staatsaffäre aufbläst, kein Witzchen auf seine Kosten erträgt, und sei es noch so liebevoll, und über alledem chronisch schlechte Laune hat. Die höchst unerfreuliche Charakterdisposition dieser Leute bildet die exakte Gegendefinition von Humor, also der Fähigkeit, der Welt mit heiterer Gelassenheit zu begegnen und über die Schwierigkeiten, die einem das Leben nun einmal regelmässig serviert, zu lächeln.

Fehlt einem diese Fähigkeit, hat man erstens so manch schlechten Tag und ist zweitens der ideale Anhänger einer grossen Religion. Religionen sind auf die Humorlosigkeit ihrer Anhänger sogar richtiggehend angewiesen, sonst könnten sie nicht fortbestehen. Man stelle sich nur vor, ein gläubiger Jude beschlösse eines heissen Tages, seinen dicken schwarzen Man-

tel zu Hause zu lassen. Oder ein gläubiger Muslim beabsichtige, seinen Feierabend mit einem kühlen Bierchen zu krönen. Oder ein gläubiger Christ fände, dass ein Seitensprung keine grosse Sache sei. Weitere würden ihrem wüsten Beispiel folgen, es wäre eine Orgie der Freiheitlichkeit, und die Religionen wären innert Monatsfrist erledigt. Die Kirche, das Koscher-Rabbinat und die Hamas, sie alle müssten sich neue Betätigungen suchen.

Damit genau das nicht passiert und die Macht und Kontrolle hübsch in den Händen



Je frommer, desto humorloser.

jener verbleibt, die darauf aus sind, haben die Religionen Unmengen humorloser Verhaltensregeln aufgestellt; und weil ihre Anhänger ebenso humorlos sind, halten sie sich auch brav daran. Und weil sie sogar richtig humorlos sind, geraten sie untereinander seit Jahrhunderten in wilden Streit darüber, wie die Verhaltensregeln nun zu verstehen und umzusetzen sind, und vor allem, wie man sie umgehen kann.

Die Juden haben zu diesem Zweck den *schabbesgoi* erfunden, einen Nichtjuden, der am Samstag für sie all die Arbeiten verrichtet, die ihnen verboten sind. Sie haben auch Zeit-

schaltuhren und allerlei weitere Gimmicks, die ihnen erlauben, wie fromme Juden zu leben, ohne aber die Einschränkungen frommer Juden auf sich nehmen zu müssen.

Das ist ausgesprochen amüsant, wird aber todernst gehandhabt. Und weil es im Judentum sage und schreibe 613 Ge- und Verbote gibt, gibt es auch allerhand zu diskutieren, und allein schon die Masse dieser Debatten bildet, wenn man so will, die Religion im Alltag, sie macht sie real. Gäbe es keine Gebote, stünde es also jedem Gläubigen frei, einen eigenen Zugang zur göttlichen Welt zu schaffen, so gäbe es darin auch kein Richtig und kein Falsch, und niemand hätte mehr einen Grund, seinen Nachbarn zu erschlagen, bloss weil der ein Sunnit ist. Und Nakoula Basseley Nakoula, der Regisseur von «Innocence of Muslims», brauchte keinen Polizeischutz.

Sein Film ist übrigens in keiner Weise lustig, sondern nur zynisch, weil er offensichtlich darauf abzielt, Hass zu schüren. Doch auch ein richtig witziger Mohammed-Film fände bei konservativen Muslimen wohl kaum Freunde. Obwohl das naheliegendste Mittel gegen die Humorlosigkeit der Humor wäre, ist er gleichzeitig das wirkungsloseste. Denn wer sich einmal dafür entschieden hat, der Welt und dem Leben mit grösstmöglicher Ernsthaftigkeit zu begegnen, wird diese Haltung, weil sie per se schon humorlos ist, mit der Zeit noch intensivieren.

Konservative Muslime haben deshalb gar keine andere Möglichkeit, als mit rasendem Zorn auf den Film zu reagieren, denn eine moderate – eben humorvolle – Reaktion darauf müsste zwingend zu manch anderer moderaten Reaktion führen und in der Folge zu einem moderaten Glauben und einem moderaten Umgang damit. Sie fänden «Innocence of Muslims» schliesslich nicht beleidigend, sondern lächerlich, und anstatt US-Botschaften anzugreifen, würden die zeichnerisch Begabten unter ihnen mit flotten Obama-Karikaturen kontern.

Die Welt wäre ein äusserst angenehmer und lustiger Ort, wäre es mehr Menschen vergönnt, sich selbst und anderen etwas heiterer und gelassener zu begegnen, nicht wahr.

Thomas Meyer ist Schriftsteller und Werbetexter in Zürich. Sein Roman «Wolkenbruchs wunderliche Reise in die Arme einer Schickse» ist für den Schweizer Buchpreis nominiert.

## Top 10

### Knorr's Liste

1	<b>The Dark Knight Rises</b> Regie: Christopher Nolan	★★★★★
2	<b>Hope Springs</b> Regie: David Frankel	★★★★☆
3	<b>Magic Mike</b> Regie: Steven Soderbergh	★★★★☆
4	<b>Ai Weiwei. Never Sorry</b> Regie: Alison Klayman	★★★★☆
5	<b>Ted</b> Regie: Seth MacFarlane	★★★★☆
6	<b>Brave</b> Regie: Mark Andrews	★★★★☆
7	<b>The Bourne Legacy</b> Regie: Tony Gilroy	★★★☆☆
8	<b>The Rum Diary</b> Regie: Bruce Robinson	★★★☆☆
9	<b>The Expendables 2</b> Regie: Simon West	★★★☆☆
10	<b>The Cabin in the Woods</b> Regie: Drew Goddard	★★★☆☆

### Kinozuschauer

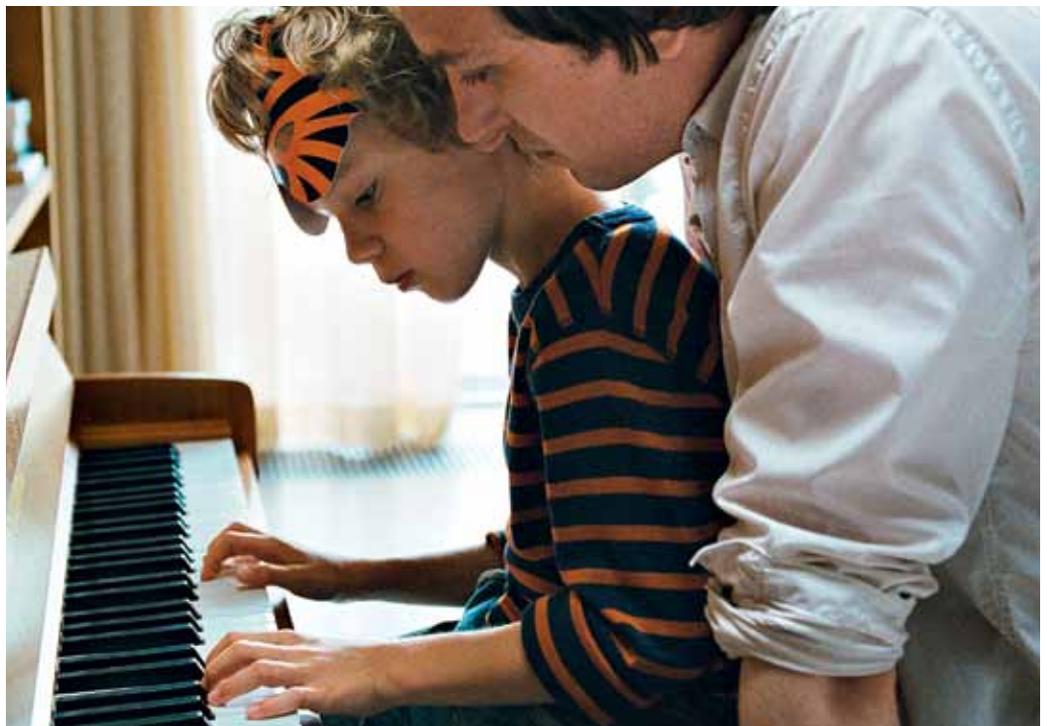
1 (1)	<b>The Bourne Legacy</b> Regie: Tony Gilroy	15 025
2 (-)	<b>Resident Evil. Retribution (3-D)</b> Regie: Paul W.S. Anderson	12 602
3 (2)	<b>Step Up: Miami Heat</b> Regie: Scott Speer	10 206
4 (3)	<b>Hope Springs</b> Regie: David Frankel	9399
5 (4)	<b>The Expendables 2</b> Regie: Simon West	6149
6 (5)	<b>Magic Mike</b> Regie: Steven Soderbergh	4474
7 (6)	<b>Ted</b> Regie: Seth MacFarlane	4085
8 (8)	<b>Starbuck</b> Regie: Ken Scott	2997
9 (9)	<b>To Rome with Love</b> Regie: Woody Allen	2226
10 (10)	<b>Ice Age 4</b> Regie: S. Martino / M. Thurmeier	2150

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;  
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (1)	<b>Intouchables (TBA)</b>
2 (2)	<b>The Avengers (Disney)</b>
3 (-)	<b>Dark Shadows (Warner)</b>
4 (-)	<b>21 Jump Street (Sony)</b>
5 (-)	<b>Hunger Games (Impuls)</b>
6 (3)	<b>American Pie 4 (Universal)</b>
7 (5)	<b>The Grey (Ascot Elite)</b>
8 (6)	<b>Battleship (Universal)</b>
9 (7)	<b>The Lucky One (Warner)</b>
10 (9)	<b>Hugo (Ascot Elite)</b>

Quelle: Media Control



Bleigiessereien: Szene aus «Was bleibt».

### Kino

## In der Dunkelkammer

«Was bleibt», ein deutscher Film über die Familie. Angeblich sensibel, in Wahrheit nur duster. Von Wolfram Knorr

Der deutsche Film, tritt er gewichtig auf, hat ein Manko, ihm fehlt der Zwillingbruder der Tragik: der Humor. Das ist bei Christian Petzolds «Barbara» so, Matthias Glasners «Gnade», Toke C. Hebbelns «Wir wollten aufs Meer», um aktuelle Beispiele zu nennen. Die (deutsche) Welt plumpst als steinharte Realität von der Leinwand ins Auditorium. Nur weil derartige Schwerkraft-Spiele, wie auch Hans-Christian Schmidts «Was bleibt», von Festivals gerne gebucht werden, heisst das natürlich nicht, dass sie an der Kasse reüssieren. Im Gegenteil. Wer will schon – ausser an Silvester – mit Bleigiessereien traktiert werden? Der deutsche «Anspruchsfilm» tut es und wundert sich, dass er auf dem internationalen Markt keine Rolle mehr spielt.

Hans-Christian Schmid gehört eigentlich zu den interessanteren deutschen Cineasten. Er hat mit «Requiem» (2006) und vor allem «Sturm» (2009) beachtliche Werke vorgelegt und wollte mit seinem jüngsten Opus, «Was bleibt», offenbar auch mal zeigen, was Dänen, Franzosen, Briten und Amerikaner, von «Das Fest» über «Family Life» bis «The Descendants» et cetera, mit grosser Bitternis, aber zugleich silbriger Heiterkeit aus dem Effeff beherrschen: Familienporträts als sozialpsychologische Bestandesaufnahmen zu zeigen, aus der Optik der wirkungs-

mächtigsten, aber kleinsten gesellschaftlichen Einheit gesehen.

Die depressive Grundkonstellation jener schmidtschen Familie erinnert an einen Gourmet, der alle Delikatessen überhat und sich seufzend nach derbem Landbrot sehnt. Wir befinden uns dort, wo der deutsche Film und TV-Film am liebsten vor Anker gehen: im schicken, gehobenen Bürgertum mit Eames-Chairs, Bücherwand und Bungalow-Glasfront. Schnörkellose, klare, nüchterne, kalte Moderne. Aha, das ist schon arrangiertes, interpretiertes Wohnen! Das Ehepaar Günter (Ernst Stötzner) und Gitte Heidtmann (Corinna Harfouch) lädt zum Weekend die Söhne Marko (Lars Eidinger) und Jakob (Sebastian Zimmler) in sein schönes Haus im Grünen. In der Familie ist natürlich der Wurm drin. Marko hat sich von seiner Frau getrennt (und erzählt es nicht); Jakob scheitert mit seiner Zahnarztpraxis; Vater Günter, der gerade seinen Verlag verkauft hat, will auf eine längere Reise – mit einer Geliebten –, und Gitte, seit Jahren depressiv, setzt erstmals ihre Medikamente ab, was Bestürzung auslöst (wieso?). Irgendwann hat sie die Nase voll und verschwindet, und Marko kann's nicht fassen.

Eine Lage, die man als bleiern-kompakt bezeichnen kann. Traurige Gesichter, frostige Dialoge, schwermütige Blicke. Deutsche Wirk-

lichkeit als Dunkelkammer – in der hocken sie, haben keinen Bock, die Tür zu öffnen, und flannieren lieber leidend miteinander in ihr herum. Die unbedingt traurig sein müssende Seelenverfassung hat was Frömmelndes, nach dem Motto: «Lasst uns nur noch derbes Landbrot zu uns nehmen.» Die deutsche Kritik findet das hochsensibel, grossartig. Vielleicht weil Mama bedeutungsschwer verschwindet und der Familienrest ratlos aus der Wäsche blickt? Tja, was bleibt da? ★★★☆☆

## Weitere Premieren

**Death of a Superhero** — Donald (Thomas Brodie-Sangster) ist ein brillanter Comic-Zeichner, der in der Welt der gestrichelten Heroen aufgeht. Leider ist es eben eine virtuelle, in der realen hat der sympathische Junge Krebs. Aber beide Welten greifen ineinander, Donalds Comic-Universum wird immer düsterer, die Bösewichte werden krank. Fantasie und Wirklichkeit verschränken sich, was der Story die Sentimentalität nimmt (wenn auch nicht immer) und den Charme der tragischen Story ausmacht. Eine Lovestory wird auch noch hineinverwoben. Der irische Regisseur Ian Fitzgibbon hat Anthony McCartens Roman «Superhero» (Diogenes) solide umgesetzt. ★★★☆☆



Solid: «Death of a Superhero».

**Kuma** — In den anatolischen Bergen wird die 19-jährige Dorfschöne Ayse mit Fatmas Sohn Hasan vermählt – alles blosser Schein. In Wahrheit muss sie Fatmas Mann Mustafa ehelichen, in Wien, wo die Familie lebt. «Kuma» (Zweitfrau) von Umut Dag ist hemmungslos zusammengedreht. Fatma ist krebskrank und fädelt die zweite Ehe nur aus Sorge um ihre



Hemmungslos zusammengedreht: «Kuma».

Familie ein. Wieso aber eine 19-Jährige die Rolle der Erstfrau, die bereits erwachsene Kinder hat, übernehmen soll, bleibt völlig schleierhaft und komplett unglaubwürdig. Klar, dass die schöne Ayse sich bald in einen smarten jungen Mann verguckt und ein Verhältnis mit ihm beginnt. Klar auch, dass die Liaison auffliegt, und ganz klar, dass Fatmas Familien-Vorstellung als Scheinwelt entlarvt wird. Bei Licht betrachtet, verlogen. ★★★☆☆

**Madagascar 3** — Erst wollten sie raus aus dem Zoo, jetzt wieder zurück. Die ganze irre Fauna landet diesmal im Zirkus und wird von einer durchgeknallten Tierfängerin verfolgt. Schrill, schriller, am schrillsten; auf jede Kapriole muss noch eine wildere gesetzt werden. Irgendwann gibt man auf in der jüngsten 3-D-Animations-Dreamworks-Produktion, nur Kids werden das zum Kreischen finden. Allen Anstrengungen zum Trotz, vom Niveau des Erzkonkurrenten Disney (bzw. Pixar) ist Dreamworks noch meilenweit entfernt. ★★★☆☆

## Fragen Sie Knorr

Was halten Sie von Robert Bresson?

S. G., Zürich



Die Filme Robert Bressons (1901–1999) erzählen klare, nacherzählbare Geschichten; im Grunde wie alle anderen – und dennoch sind sie komplett anders. Wie kommt das? Seine

Kunst, sein Stil, war der Verzicht. Er suchte nach den knappsten, sparsamsten Mitteln. Das Üppige war Augenwischerei, im wörtlichen Sinn. Er war Asket, der – ich wage den Vergleich – ähnlich wie Samuel Beckett (oder

Alberto Giacometti) im radikalen Minimum die Wahrheit sah. Wozu ein Dialog, wenn eine Geste oder ein Blick reicht? Wozu überhaupt ein Bild, wenn ein Geräusch reicht? Die radikale Abwendung von Schauwerten ist nicht jedermanns Sache. Die faszinierende Suggestivkraft seiner Filme ist gleichwohl enorm, weshalb er zu den Grossen gehört («Pickpocket», «L'argent»).

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Fernseh-Kritik

# Nur 200 Leute schauten SF 1

Von Rico Bandle

In der Regel widmet sich diese Fernseh-Kolumne einer Sendung, die besonders aufgefallen ist. Diesmal ins Auge gesprungen ist «Die Schweiz bauen. Das flexible Rechteck», ausgestrahlt am Mittwoch, 19. September, um 11.10 Uhr auf SF 1 – und zwar, weil die Sendung die tiefste Einschaltquote der Woche aufwies: Sie verbuchte gemäss der offiziellen Erhebung ganze 200 Zuschauer, was einem Marktanteil von 0,1 Prozent entsprach. Das heisst: Nur jeder tausendste Zuschauer, der zu jenem Zeitpunkt den Fernseher eingeschaltet hatte, schaute SF 1 – sofern denn Zahlen in diesem Mikrobereich überhaupt noch eine Aussagekraft haben.

Da es sich bei der Ausstrahlung quasi um eine Privatvorstellung handelte, fassen wir den Inhalt kurz zusammen. «Die Schweiz bauen» ist eine Architekturserie, die 2011 im Sonntagnachmittagsprogramm des Schweizer Fernsehens ausgestrahlt wurde und nun wiederholt wird. Die fünfte Folge, «Das flexible Rechteck», befasste sich mit der Architekturschule Mendrisio.

Die Filmer zeigen das Gebäude in allen Details, aus möglichst kunstvollen Perspektiven; eine Gesamtübersicht, wie das Bauwerk von aussen wirkt, gibt es nur für wenige Sekunden. Dazwischen werden Statements von den Architekten, der Schulleitung und den Studenten reingeschnitten, die so allgemein gehalten sind, dass sie für fast jedes moderne Gebäude hätten gelten können. Zum Beispiel: «Es ist ein Mikrokosmos voller Ideen, Projekte und Leidenschaft für die Architektur.» Oder: «Es ist ein Gebäude, bei dem die Bewegung, der Verkehr, einen grossen Stellenwert einnimmt. Ein Bauwerk, das die Kommunikation fördert.» Das alles tönt wie ein langweiliges Werbefilmchen – und so kommt auch die ganze fünfzehn Minuten dauernde Sendung daher.

Die Architektur zählt innerhalb der Kulturberichterstattung zu den populäreren Themen. Fast alle Fernsehzuschauer in die Flucht zu schlagen, ist in dieser Hinsicht eine reife Leistung. Der Titel «Das flexible Rechteck» wirkt voll und ganz – zur Abschreckung.

**Die Schweiz bauen:** Mittwoch, 11.10 Uhr, SF 1

## Mit offenen Armen

Andreas Homoki gibt seinen Einstand am Opernhaus, Premiere von «Bibi Balù» im Bernhard-Theater. Von *Hildegard Schwaninger*



*Aufbruchstimmung:* Opernhaus-Intendant Homoki, Mutter Margit, Gattin Aurelia.

Mit einem Paukenschlag gab **Andreas Homoki** seinen Einstand als neuer Intendant des Zürcher Opernhauses. Eine riesige PR-Maschinerie war in Bewegung, Zeitungen und Fernsehen berichteten – heute gibt es in der Schweiz wohl niemanden, der den Nachfolger von **Alexander Pereira** nicht kennt. Homoki legte einen Megastart hin, der ihn definitiv positionierte: Nach dem Langzeitintendanten, der 21 Jahre das Haus leitete, ist jetzt er da. «Offen» heisst das Zauberwort, das über dem Eingang prangte. Am Tag der offenen Tür, als die Bevölkerung zum Open House geladen war, gab es kein Halten mehr. Schon zwei Stunden vor Einlass standen die Menschen vor dem Opernhaus Schlange. Es schien, als wolle die ganze Stadt einmal sehen, wie der Musentempel von innen aussieht. Neugierige Paare und Pensionisten, Eltern mit ihren jungen Kindern, den potenziellen Opernbesuchern der Zukunft: Ein buntes Mengengemisch hiess die neue Ära willkommen.

Andreas Homoki will nicht nur Präsenz markieren, er muss auch dafür sorgen, dass die Auslastung wieder ins Gleichgewicht kommt. Im vorletzten Jahr ist sie auf magere 77 Prozent gesunken, erstmals nach vielen Jahren schrieb das Opernhaus Verluste. Homoki muss dranbleiben, damit der Laden läuft. Die Zürcher nehmen ihn mit offenen Armen auf. Es herrscht Aufbruchsstimmung.

Alles ist neu. Sogar die Eintrittskarten sehen anders aus. Die erste Premiere, «Jenufa» von **Leos Janáček**, wurde ein Triumph für die neue Intendanz und den neuen Chefdirigenten **Fabio Luisi**. Im Publikum sah man viele der loyalen, opernbegeisterten Besucher der letzten Jahre (alt Bundesrat **Moritz Leuenberger** war da) und wichtige Operndirektoren: **Aviel Cahn**, Oper Antwerpen, **Nicholas Payne**, Dachverband europäischer Opernhäuser, **Dietmar Schwarz**, Deutsche Oper Berlin, **Serge Dorny**, Oper Lyon und Kandi-



«Jenufa»: Chefdirigent Luisi.

dat für die Pariser Oper. Andreas Homoki, in Begleitung seiner Frau und seiner aus Berlin angereisten Mutter, lud zur Premierenfeier. Wein, belegte Brote, kurze Rede, Applaus für

die Künstler, und Mitarbeiter wie Gäste waren sich einig: Im Opernhaus weht ein frischer Wind, und das ist gut so.

Im Bernhard-Theater, der kleinen Bühne für Musicals, Komödien und Operetten im Opernhaus, läuft auch alles rund. Der Run auf die Premiere «Bibi Balù», die heute stattfindet, war gigantisch. Event- und PR-Manager **Heier Lämmli**, der die Einladung koordinierte, musste die Gästeliste gnadenlos zusammenstreichen. «Wir hätten die Premiere doppelt füllen können.» Das Gaunermusical von **Hans Gmür** und **Karl Suter**, dessen Uraufführung vor fast fünfzig Jahren (1964) stattfand, ist immer noch brandaktuell. Es geht um das Geschäft mit der Wohltätigkeit. Um Spendenbetrug. In der Uraufführung spielte **Ruedi Walter** sechzehn verschiedene Rollen, jetzt ist **Walter Andreas Müller** dran. Die Titelrolle (1964: **Ines Torelli**) spielt **Eveline Suter**. **Christian Jott Jenny**, Leiter des Festival da Jazz in St. Moritz und polyvalenter Künstler und Weltmeister im Netzwerken, spielt einen PR-Berater, und **Nicolai Mylanek**, den man in der Versenkung glaubte (lebt seit Jahren auf Mallorca), steht plötzlich wieder auf der Bühne, die eine Zeitlang sein Leben war. Die Gästeliste der Premiere liest sich wie der Gotha der Unterhaltungsindustrie: Von **Peter Aronsky**, Pianist und Intendant des Graubünden-Festival, über **Lindt- & Sprüngli-**



«Bibi Balù»: Mylanek, Jenny, Suter, Müller (v.l.).

CEO **Ernst Tanner**, Komödiant **Rob Spence**, Bandleader und Trompeter **Dani Felber**, Tele-Zürli-Wetterfee **Jeannette Eggenschwiler**, Ex-Miss-Schweiz **Linda Fäh**, Autor **Domenico Blass**, Fernsehmoderatorin **Susanne Kunz**, Seelsorgerin **Katharina Hoby**, Radio-1-Inhaber **Roger Schawinski**, Bandleader **Pepe Lienhard**, Nationalrat **Filippo Leutenegger** bis zu den Schauspielern und Comedystars **Georg Preusse** alias **Mary**, **Jörg Schneider** und **Ursula Schächli**. Nach der Premiere wurden die Gäste, wie es sich fürs Gefängnis gehört, mit Wasser und Brot gespeist. Spass beiseite: Es gab auch Wein.

### Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)



## Mein Haar

Unser Kolumnist prüft eine neue Möglichkeit, unterwegs zu übernachten. Und geht an die Eröffnung des Zurich Film Festival. *Von Mark van Huisseling*

Vergangene Woche war ich in Amsterdam. Zuvor ging ich aber in Zürich aus, der Eröffnungsabend des Zurich Film Festival fand statt. Am Vortag versandten Mitarbeiter der Medienstelle die Gästeliste; ich fand beim Lesen dieser heraus, nebenbei, dass MvHs Name darauf fehlte (dafür, und das freute mich, hatte **Elena «The Redhead» Bernasconi** einen Eintrag, unter der Überschrift «Kultur»).

Vorsicht, jetzt wiederhole ich mich (doch das ist in Ordnung, Journalisten wiederholen sich gerne, weil sie meinen, sie könnten so Zustände verändern. Und weil sie meinen, was sie sagen, sei wichtig): Der grüne Teppich, der vor dem Kino «Corso» lag wie vergangenes Jahr, ist gut gemeint – damit soll auf den von Menschen verursachten Klimawandel respektive die Folgen davon aufmerksam gemacht werden –, doch gut gemeint ist das Gegenteil von gut. Niemand sieht auf einem Untergrund dieser Farbe besonders schön aus (auch deshalb hat man den roten Teppich erfunden. Ihr Kolumnist empfiehlt: Lernen von Hollywood).

Auf meiner Karte stand «Parterre, Reihe: 2, Sitz: A6». Zuerst dachte ich, das sei kein besonders guter Platz – ich meine, das ist bloss eine Reihe entfernt von der Reihe, zu der man «Genickbrecher-Loge» sagt. Doch als ich meine Sitznachbarn sah, erkannte ich, dass ich einen Platz in der «Talent Row» hatte (etwa **Pepe Lienhard** und **Christine Köhli** sassen dort oder **Viktor Giacobbo** und [eine Reihe weiter hinten] **Beat Schlatter** sowie **Samir Jamal Aldin**), was ich irgendwie richtig fand. Möglich auch, dass die Verantwortlichen nahe der Büh-

ne, auf der **John Travolta** den Preis für sein Lebenswerk entgegennehmen würde, gutausschende Männer haben wollten (anderer Witz, nicht von mir, der herumerzählt wurde: Travolta komme spät, er sei noch im «T & M»).

Wenn wir es davon haben: Während der Vorführung von Bildern aus Travolta-Filmen, vor allem frühen, fiel es einem schwer zu glauben, dass man einmal meinte, er könnte heterosexuell sein (vor allem «Saturday Night Fever» und «Grease»), doch das ist okay, ich mag die meisten seiner Filme und finde ihn einen aussergewöhnlichen Schauspieler. Was ich nicht verstand: Die Überlegung, die zu seiner, sagen wir, «Kopfbedeckung» führte. War es ein Haarteil? Ergebnis von zehn Haartransplantationen oder mehr hintereinander (wovon die Hälfte wenig erfolgreich)? Nein, es war, angeblich, Farbe, die man aufsprüht, um die Kopfhaut weniger sichtbar zu machen. Ich finde es besser, kein Haarwunder mehr sein zu wollen ab Anfang vierzig oder so, weil, nur zum Sagen, Haarausfall (zu einem Teil) so etwas ist wie der Kollateralschaden, den Hormone verursachen in männlichen Körpern, falls die Sexualorgane ihren Auftrag noch erfüllen.

Was mir gefallen hat: die Worte, die der Schauspieler sprach, als er den Preis erhielt: Es gehe um die alte Frage, um Sein oder Nicht-Sein. Er habe entschieden zu sein. Und denke, die Zuschauer fänden das gut. Ich fand das gut, bis ich im Radio hörte, dass er vor dem «Corso», auf dem grünen Teppich, bereits den gleichen Satz gesagt hatte. **Corine Mauch**, Stadtpräsidentin, ist eine Rednerin mit Begabung und war gut gekleidet; ferner ist sie ebenfalls herausgefordert, was Haare angeht (bloss ist die Ausgangslage das Gegenteil der Travolta-Situation). Und schliesslich fand ich es ehrenvoll, dass **Johann Schneider-Ammann** eine Grussbotschaft verlesen hat. Doch weil ich den Bundesrat noch nie zuvor *in the flesh* gesehen habe, war ich unsicher, ob es sich bei dem wenig «moussierenden» (Copyright: Roger Köppl) Redner um ihn handelte oder um einen *impostor*. Der gezeigte Film «Savages» hat in meinen Augen Stärken (macht beispielsweise aufmerksam auf die Gefährlichkeit mexikanischer Drogenverbrecher), wird aber kaum als wichtiges Werk von **Oliver Stone** in Erinnerung bleiben (in meiner jedenfalls nicht).

Jetzt zwölf Zeilen Amsterdam: Ich empfehle die Stadt zurzeit für ein Wochenende (Restaurant «Wilde Zwijnen» für «Cuisine du Marché» und «Woo Bros.» für Spezialitäten verschiedener Länder Asiens. Weiter Ausflug nach Durgerdam zum Spazieren entlang des Hafens und der Häuser aus Holz). Gewohnt habe ich dieses Mal in einer kleinen Wohnung, die ich über Airbnb, einen Marktplatz im World Wide Web für «Buchung und Vermietung von Unterkünften» (Wikipedia), gefunden habe. Das Angebot war besser als das, was Hotels, die ich prüfte, anboten – ich empfehle Airbnb.

## Gesellschaft

# Ewiger Zoff

*Von Beatrice Schlag* — Wie gehen Paare mit Veränderungen um, die nur einer gut findet?

In einem Magazin fragte kürzlich eine Leserin, ob sie das Recht habe, ihrem Mann das Rauchen zu verbieten. Die beiden hatten sich als Raucher kennengelernt, dann beide aufgehört. Er wurde rückfällig, sie nicht. Und nun stinkt er ihr. Sie findet seinen Geruch abstoßend. Er sagt, sie habe ihn als Raucher lieben gelernt und müsse sein Laster akzeptieren. Das lässt sie nicht gelten. Der Ton der Zuschrift war so uncharmant, dass es da möglicherweise neben Nikotin noch andere Meinungsverschiedenheiten gibt. Aber das Grundproblem ist ein altes: Wie gehen Paare mit Veränderungen um, die nur einer von beiden gut findet?



Da ist die Freundin eines Bekannten, der das Haus gern voller Leute hat. Als sie nach einem Jahr zu ihm zog, legte sie eine Gummimatte neben die Eingangstür. Jeder, der klingelte, wurde plötzlich angewiesen, vor der Haustüre die Schuhe auszuziehen und auf die Matte zu stellen. Vorher hatte der Bekannte in seiner Wohnung immer Schuhe oder Latschen getragen. Jetzt ging er auf Socken und wirkte dabei ziemlich unglücklich. Es sieht einfach nicht gut aus, ein Gastgeber ohne Schuhe. Als ich ihn fragte, warum er das Schuhverbot befolge, sagte er, er habe mehrmals versucht, mit ihr zu reden. Aber das Thema führe jedes Mal zu Streit, und das sei es ihm nicht wert.

Es gibt unzählige andere Beispiele. Sie driftet immer mehr in Esoterik ab, er hält sie für Hokuspokus. Er wird Veganer, sie liebt nichts mehr als Schlachtplatten. Sie schenkt ihm ein Fitness-Abo, damit sie nicht immer allein hingehen muss, und auch, weil er immer fauler wird, er lässt es verfallen. Und kaum kommt die Rede darauf, ist der Frieden im Eimer.

Natürlich antwortete der Magazin-Psychologe der zornigen Nichtraucherin, niemand habe Anspruch darauf, wie der Partner sein solle. Man dürfe Wünsche an ihn haben und diese auch äussern. Aber man solle sie nicht mit durchsetzbaren Ansprüchen verwechseln. Das ist ein guter Rat. Aber wenn der Zoff um Rauch, Gummimatte und Fitness-Abo sich schon eine Weile hingezogen hat, braucht es einen robusten Kraftakt, um die Verwechslung wieder aus der Welt zu schaffen.

# Goldener Herbstanfang

Von Jürg Zbinden

1 — Die Ohrclips (links) aus mattiertem Gelbgold 750 bestechen durch ihr modernes, leicht skandinavisch anmutendes Design. Ihr Verkaufspreis lautet auf Fr. 3180.–. Die etwas auffälligeren Ohrclips rechts sind aus poliertem Roségold 750, und ihr Verkaufspreis beträgt Fr. 5400.–. Beide Clips sind erhältlich bei Türlar Uhren und Juwelen am Paradeplatz in Zürich.

2 — Das XXL-Bracelet mit Kettengliedern in Gelbgold 750 ist ein ziemlich massives Statement, das so schnell nicht aus der Mode kommen wird. Erhältlich ist das grosszügige Armband in einer der zwölf Kurz-Filialen in den Städten und Regionen Zürich, Basel, Bern, Luzern und Genf. Preis auf Anfrage. Infos auch unter [www.kurzschmuckuhren.ch](http://www.kurzschmuckuhren.ch).

3 — Roségold ist seit einiger Zeit wieder schwer en vogue. Eine ausgesprochen kostbare Schönheit ist diese handgeschmiedete Goldkette aus Roségold 750 von Türlar Uhren und Juwelen am Zürcher Paradeplatz. Ihr Verkaufspreis beträgt Fr. 56 800.–.

4 — «Meine Herangehensweise an «Alien Essence Absolue» basierte auf der Idee eines geradezu sakralen Nektars, der Frauen mit einer besonderen Aura umgeben sollte. Für dieses intensive Eau de Parfum habe ich den Schwerpunkt auf Macht und Mystik gelegt. Das Parfüm ist wie ein Talisman oder ein Ritual, das die Verbindung zu etwas Heiligem, fast Göttlichem schafft», liess Dominique Ropion verlautbaren. Der 2008 mit dem Prix international du parfum bedachte *créateur* von «Alien Eau de Parfum» schuf mit «Alien Essence Absolue» eine intensive Neuinterpretation aus den Blüten des Sambac-Jasmins, ergänzt um einen Hauch von Heliotrop. Ein weiterer Inhaltsstoff ist Cashmeran, ein moderner und warmer Holzduft. Gewissermassen den Schlussakkord bilden weisser Amber und Vanille, die ein Wesensmerkmal von «Alien» sind. Der extravagante Flakon nach dem Vorbild eines Goldtropfens ist wie ein gelber Topas facettiert. «Alien Essence Absolue» gibt es im nachfüllbaren Sprayflakon zu 30 ml für Fr. 94.– zu kaufen oder im Flakon zu 60 ml für Fr. 132.–. Links abgebildet ist ein eigens gestalteter, 60 ml fassender Nachfüller zum Verkaufspreis von Fr. 103.–. Seit kurzem im ausgewählten Parfümerie-Fachhandel erhältlich.



# In der Koranschule

Von **Andreas Thiel** — Redefreiheit kann nie weit genug gehen. Aber schon der Ruf nach Einschränkung der Redefreiheit geht zu weit.

**Lehrer:** Liebe Kinder, heute haben wir den Schulinspektor zu Besuch in unserer Koranschule. Wir wollen ihm mal zeigen, dass wir hier eine ganz normale Schule sind. Erst wollen wir den Herrn Schulinspektor aber gemeinsam begrüßen, so wie wir das gestern gelernt haben.

**Klasse:** Guten Morgen, Herr Schulinspektor!

**Lehrer:** Sehr schön. Fritzchen, warum hast du den Schulinspektor nicht begrüsst wie alle anderen?

**Fritzchen:** Ich wusste nicht mehr, ob die richtige Antwort «Mohammed» oder «Guten Morgen, Herr Schulinspektor» war.

**Lehrer:** Naja, das wollen wir mal durchgehen lassen, da «Mohammed» ja eigentlich nie die falsche Antwort ist. Aber zeigen wir dem Schulinspektor doch, was wir gestern sonst noch gelernt haben. Fritzchen, was gibt eins und eins?

**Fritzchen:** Zwei.

**Lehrer:** Falsch! Jetzt gibt es aber eine Ohrfeige – *zack!*

**Fritzchen:** Au!

**Lehrer:** Also nochmals, Fritzchen, was gibt eins und eins?

**Fritzchen:** Aber wenn man eins und eins zusammenzählt, dann gibt das doch zwei...

**Lehrer:** Und noch eine Ohrfeige – *zack!*

**Fritzchen:** Aua!

**Lehrer:** Du sollst nicht eins und eins zusammenzählen, du sollst gehorchen. Was also gibt eins und eins?

**Fritzchen:** Äh, nicht zwei?

**Lehrer:** Nein – *zack!*

**Fritzchen:** Aah!

**Lehrer:** Zum letzten Mal, was haben wir gestern gelernt, Fritzchen?

**Fritzchen:** Ah, jetzt weiss ich es wieder: zwölf.

**Lehrer:** Sehr gut, Fritzchen. Das ist richtig.

**Schulinspektor:** Entschuldigen Sie, aber eins und eins gibt, wenn ich mich nicht völlig irre, tatsächlich zwei.

**Lehrer:** Mein Verehrtester, Sie verwechseln Pädagogik mit Mathematik. Menschen sind aber keine Maschinen. Bevor die Kinder lernen zu denken, müssen sie lernen zu gehorchen, sonst denken sie am Ende noch irgendwas.

**Schulinspektor:** Was denn?

**Lehrer:** Was weiss ich? Auf jeden Fall nicht das, was wir ihnen beibringen.

**Schulinspektor:** Ich verstehe Ihre Unterrichtsmethode nicht...



**Lehrer:** Sie werden die Methode gleich kopieren. Momentchen noch, wir sind mit der Mathematik noch nicht ganz fertig. Gretchen, was gibt fünfzehn mal fünfzehn?

**Schulinspektor:** Entschuldigen Sie, ist die Rechnung für diese Stufe nicht etwas zu schwierig?

**Lehrer:** Keineswegs. Nichts ist zu schwierig für einen guten Koranschüler. Was gibt fünfzehn mal fünfzehn, Gretchen?

**Gretchen:** Zwölf.

**Lehrer:** Sehr gut, Gretchen. Und jetzt du, Gertrudchen. Was gibt achthundertvierunddreissig geteilt durch siebenundzwanzig?

**Gertrudchen:** Zwölf.

**Lehrer:** Ich sehe, ihr habt gestern gut aufgepasst.

**Schulinspektor:** Aber die Resultate sind ja hinten und vorne falsch!

**Lehrer:** Hier geht es nicht um Rechnungen, mein Lieber, es geht hier einzig und allein um die Zahl Zwölf. Gestern haben wir die Zahl Zwölf durchgenommen und gelernt, dass Zwölf eine göttliche Zahl ist. Das heisst, sie kann nie falsch sein, denn Gott irrt nie.

**Schulinspektor:** Aber damit können die doch nicht rechnen.

**Lehrer:** Nehmen Sie den Kindern doch nicht den Glauben an das

Göttliche.

**Schulinspektor:** Göttlich? Sie halten es für richtig, dass die Kinder...

**Lehrer:** Kinder sind nicht Maschinen, das habe ich Ihnen gesagt. Man kann sie nicht einfach mit Zahlen füttern. Kinder brauchen mehr...

**Schulinspektor:** Also ich weiss nicht...

**Lehrer:** Sie werden schon noch begreifen. Es ist Zeit für den Religionsunterricht. Möchten Sie vielleicht den Kindern eine Frage stellen?

**Schulinspektor:** Äh, na gut. Passt mal auf, liebe Kinder, wie heisst unser geliebter Herr und Erlöser?

**Klasse:** Mohammed.

**Schulinspektor:** Mohammed? Nicht Jesus?

**Lehrer:** *Zack!*

**Schulinspektor:** Au!

**Lehrer:** Verstehen Sie jetzt?

**Andreas Thiel**, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

# Montalcino revisited

Von **Peter Rüedi**

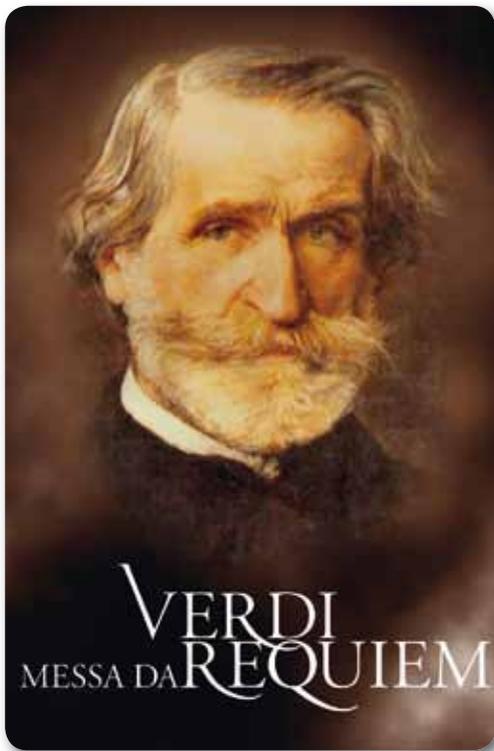


Ein kühler Raum, ein paar saubere Gläser, eine befreite Nase, heitere Laune, so steht dem geneigten Weinfreund die Welt offen. «Bewege dich nicht!»: Befolgt einer die Maxime von Kurosawas Kagemusha, kommt bei ihm die Welt von selbst vorbei? – Schon, ich habe ja auch was gegen organisierte Weinreisen, aber hauptsächlich, weil man da immer so viele Weinkenner trifft. Sonst verheisst der leibhaftige Besuch einer Gegend schon ein paar Einsichten.

Zum Beispiel, wie vielfältig die Zone ist, die unter dem Label «Brunello» scheinbar uniform auftritt; wie kleinteilig das wunderbare Land um Montalcino, ein Flickenteppich aus Wald, Olivenhainen, Obstplantagen, Weidland; und wie unterschiedlich die 15 Prozent Weinberge, von den Lagen um das 565 m ü. M. gelegene Städtchen Montalcino zu den weiteren Flächen im Süden der Appellation. Dass Brunello di Montalcino aus der einen Lokalität anders schmecken muss als solcher aus einer anderen, ist schon auf den ersten Blick offensichtlich. Insgesamt sind die Weine aus dem toskanischen Herzen längst önologisches Weltkulturerbe.

Denkt man – und entdeckt erstaunt, dass die besondere Variante des Sangiovese gerade mal ein gutes Jahrhundert alt ist, in Wahrheit sogar erst innerhalb der letzten dreissig Jahre aus einer Spezialitätennische von rund 200 Hektaren auf das Zehnfache explodiert ist. Dass da einige Produzenten am Brunello-Reinheitsgebot (100 Prozent Sangiovese, eine Lagerzeit von fünf Jahren vor dem Outing) gekratzt haben – das «Brunellogate» von 2008 –, erstaunt weniger, als wie rasch die *strict rules of the game* wieder etabliert waren. In den nächsten Wochen präsentiert diese Kolumne in einer kleinen Serie grosse Brunelli von Betrieben unterschiedlichsten Formats: vom «Garagen»-Weinmacher bis zum Titanen Banfi. Der produziert auf 850 Hektaren jährlich 10 Millionen Flaschen. Massenware? Von wegen, das heisst: auch, aber nicht nur. Der 2007er Brunello mag sich mit seiner dichten Struktur und ausladenden Aromatik etwas stromlinienförmig anbieten – banal ist er keineswegs. Um auf diese Mini-Serie einzustimmen, kommt er gerade recht.

**Castello Banfi:** Brunello di Montalcino 2007. 14%. Bindella. Fr. 37.50. [www.bindellaweine.ch](http://www.bindellaweine.ch)



## Giuseppe Verdi

# Messa da Requiem im KKL Luzern

Das Verdi-Requiem gehört zu den bekanntesten und populärsten Werken der Chorsinfonik. Unter der Leitung von Manfred Obrecht präsentieren die Philharmonie Baden-Baden und der Zürcher Konzertchor das Requiem zu Allerheiligen (1.11.2012) im KKL Luzern.

Zum Tode von Gioacchino Rossini bat Giuseppe Verdi 1868 zwölf italienische Komponisten, gemeinsam eine Totenmesse zu komponieren. Das Werk wurde fertiggestellt, aber nicht aufgeführt. Verdi griff die Idee zur Komposition eines Requiems wieder auf, als 1873 der Dichter Manzoni starb. Manzoni war wie Verdi ein Freund der italienischen Nationalbewegung. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte Verdi sich nicht wirklich mit Kirchenmusik beschäftigt, lediglich in seiner Ausbildungszeit. Den für das Rossini-Requiem von ihm komponierten Schlusssatz «Libera me» nutzte Verdi als Kernstück für das neue Requiem.

Die Uraufführung fand am ersten Todestag des Dichters Alessandro Manzoni in Mailand statt. Von dort fand das Werk seinen Weg in die Welt über Paris, London und Wien. Das Verdi-Requiem gilt als die erste Komposition dieser Art, die nicht für den liturgischen Gebrauch (obwohl die Texte und die äussere Form der Liturgie des katholischen Trauergottesdienstes entsprechen), sondern für eine konzertante Aufführung geschrieben wurde. Manche Kritiker bezeichnen das Requiem auch als Verdis beste Oper.

**Giuseppe Verdi**  
Messa da Requiem

Introitus  
• Requiem aeternam • Te decet hymnus • Kyrie

Sequenz  
• Dies irae • Quantum tremor  
• Tuba mirum • Mors stupebit  
• Liber scriptus • Dies irae  
• Quid sum miser  
• Rex tremendae • Salva me  
• Recordare • Quaerens me • Juste Judex  
• Ingemisco • Qui Mariam • Preces meae • Inter oves  
• Confutatis • Oro supplex • Dies irae  
• Lacrymosa • Pie Jesu

Offertorium  
• Domine Jesu • Hostias • Quam olim Abrahae

Sanctus

Agnus Dei

Communio  
• Lux aeterna

Responsorium  
• Libera me • Dies irae • Libera me

Konzert ohne Pause

### Weltwoche-Spezialangebot

#### Verdi-Requiem

Philharmonie Baden-Baden  
Zürcher Konzertchor  
Solisten: Rosa Elvira Sierra, Sopran  
Violetta Radomirska, Mezzosopran  
Francesco Grollo, Tenor, Flurin Caduff, Bass  
Dirigent: Manfred Obrecht  
Einstudierung Chor: André Fischer  
Donnerstag, 1. November 2012, 19.30 Uhr

#### Konzerttickets um 20% reduziert

Kat. I	Fr. 127.– statt Fr. 158.–
Kat. II	Fr. 119.– statt Fr. 148.–
Kat. III	Fr. 111.– statt Fr. 138.–
Kat. IV	Fr. 103.– statt Fr. 128.–
Kat. V	Fr. 79.– statt Fr. 98.–
Kat. VI	Fr. 55.– statt Fr. 68.–

#### Bestellung/Vorverkauf

[www.obrassoconcerts.ch/weltwoche](http://www.obrassoconcerts.ch/weltwoche)  
Tickethotline: Tel. 041 318 00 55  
Bei Buchung Kennwort «Weltwoche»  
erwähnen. Angebot ist nicht kumulierbar.  
Bearbeitungsgebühr pro Bestellung Fr. 9.80

#### Veranstalter

Obrasso Classic Events  
[www.obrassoconcerts.ch](http://www.obrassoconcerts.ch)



Auto

## Die französische Art

Im schnell wachsenden Segment der Kompakt-SUVs macht Peugeot mit der Nummer 4008 ein gutes Angebot. *Von David Schnapp*

Autos der Kategorie «Kompakt-SUVs» verkaufen sich zurzeit besonders gut. «Dieses Segment hat sich in Russland innerhalb von vier Jahren nahezu verdoppelt und in Europa sogar verdreifacht», steht im Presstext von Peugeot. Unter der Nummer 4008 hat der französische Hersteller deshalb ein eigenes Angebot für diesen Wachstumsmarkt gemacht. Auf der Basis des Mitsubishi ASX haben die Franzosen ein wirklich schönes Auto gebaut. Eine schicke Karosserie mit eleganten Linien, coole 18-Zoll-Felgen und eine umfassende Ausrüstung gehören zum 4008.

### Peugeot 4008 1.8 HDi

Leistung: 150 PS, Hubraum: 1798 ccm  
 Höchstgeschwindigkeit: 198 km/h  
 Preis: Fr. 43 200.–



Die äussere Eleganz setzt sich im Innenraum nicht mit letzter Konsequenz fort, die grosszügigen Kunststoff- und Hartplastikflächen sind nicht das, was man als die feine französische Art kennt. Das Cockpit ist zwar übersichtlich, man findet sich in den meisten Funktionen schnell zurecht. Das Navigationssystem hingegen wartet mit Grafikpixeln und einer umständlichen Bedienung auf, das kann man heute besser machen.

So angenehm kurz die Optionenliste für den 4008 ist (Sitzheizung, Lederausstattung, Navigationssystem, Panoramadach), so übersichtlich fällt auch die Wahlmöglichkeit bei den Motoren aus. Es gibt einen 1,6-Liter-Diesel mit 115 PS aus dem Hause Peugeot selbst sowie einen 150-PS-Diesel von Mitsubishi. Unser Testwagen war mit dem japanischen Antrieb ausgerüstet, der nach einer leichten Schwäche im tiefen Drehzahlbereich munter davonzieht und auf Landstrassen und Autobahnen einen guten Eindruck macht und wunderbar ruhig läuft. Dank Start-Stopp-System, Partikelfilter und speziellen Energiespar-Reifen sei das SUV auch umweltfreundlich, heisst es im Peugeot-

Prospekt. Der Durchschnittsverbrauch wird mit 5,6 Litern angegeben. Das ist ein Traumwert, mit 8 Litern muss man rechnen. Wobei der Bordcomputer recht sprunghaft Verbrauchszahlen angab. Waren es in einem Moment noch 6,5 Liter, wurden bei der nächsten Fahrt plötzlich 11,7 angezeigt. Ein Vorteil, was den Benzinverbrauch angeht, ist auf jeden Fall, dass man den Vierradantrieb in zwei Stufen (permanent sowie computergesteuert) zuschalten kann, das heisst, in der Regel ist man im 2WD-Modus unterwegs, und das Auto wird nur über die Vorderräder angetrieben.

### Wahre Grösse

Der Peugeot 4008 ist ein angenehmes Reiseauto, gerade so gross, dass man von luxuriösen Platzverhältnissen sprechen kann, aber dabei so klein, dass Manövrieren und Parkieren leichte Übungen bleiben. Die erhöhte Position ist für den Fahrer angenehm, und wenn man für 1000 Franken das Panoramaglasdach mit elektrischer Jalousie bestellt, wirkt der Innenraum nochmals ein ganzes Stück weiter und lichter. Nur der Kofferraum ist mit 418 Liter Volumen kein Gepäckfresser – vor allem das grosse Reserverad nimmt viel Platz weg, den man besser nutzen könnte.

Fazit: Kompakte SUVs sind angenehme Autos, und Peugeot macht mit dem 4008 ein überzeugendes Angebot zu einem guten Preis.

# Doppelte Überraschung

Der Mister-Romandie-Kandidat Fernando Cuccaro, 18, und seine Verlobte Emma Maillard, 18, heiraten, sobald sie es sich leisten können. Söhnchen Raúl, 2, wird ihnen die Ringe überreichen.

**Fernando:** Wir kannten uns bereits als Kleinkinder und küsstes uns zum ersten Mal, als wir zwölf waren. An Emma gefiel mir alles: Sie ist schön, unkompliziert, energetisch und charmant. Die erste Liebe! Natürlich waren wir unerfahren, und als sich Emma dauernd übergeben musste, kam es uns nicht einmal in den Sinn, dass der Grund eine Schwangerschaft sein könnte.

**Emma:** Fernandos Mama schöpfte Verdacht und kaufte einen Schwangerschaftstest. Der Schock war riesig. Wir waren beide fünfzehn. Die grössten Bedenken hatten die Eltern, denn sie wussten, was auf dem Spiel steht: unsere Jugend. Unsere Träume. Unsere Freiheit. Wir diskutierten hin und her, thematisierten auch einen Abbruch. Statistisch betrachtet, sind die meisten Teenagermütter über kurz oder lang alleinerziehend, weil die jungen Väter nicht mit der grossen Verantwortung umgehen können. Trotzdem wollte ich das Baby behalten, und aufgrund von Fernandos Reaktionen begann ich zu ahnen, dass er uns nicht im Stich lassen wird.

**Fernando:** Ich wollte, dass Emma glücklich ist und wir unsere Beziehung weiterführen können. Das war mir wichtiger als alles andere. Ich begleitete sie fortan zu den Arztterminen, und wir begannen uns mit der Rolle der Elternschaft auseinanderzusetzen. Meinen Freunden erzählte ich lange nichts davon, ich wollte ein unbeschwerter Kumpel bleiben, der jeden Spass mitmachen kann. Als Raúl auch noch zwei Monate vor dem Geburtstermin geboren wurde, war es wie ein doppelter Traum. Bald darauf holte uns die Realität ein, und die meisten Freunde von einst sind mir in der Zwischenzeit abhandengekommen.

**Emma:** Viele junge Mädchen finden ein flauschiges, schlafendes Baby süss, und sie sagen, sie würden auch gern eines haben. Windeln wechseln, in der Nacht zigmal aufstehen und ein Alltag, der sich über weite Strecken um das Wohl des Kindes dreht: Das ist die Wirklichkeit. Raúl ist mein Glück, und hergeben würde ich ihn nie mehr. Aber die Konsequenzen sind da. Als Teenager ist man fast zwangsläufig zwi-



«Früh erwachsen werden»: Fernando, Emma, Raúl.

schen den Gefühlen einer Mutter und jugendlichen Bedürfnissen hin und her gerissen: ausschlafen, mit dem Freund zusammen sein, Party machen, shoppen. Man muss Abstriche machen, weil man Verantwortung trägt und das wenige Geld für das Baby ausgeben muss.

**Fernando:** Aus finanziellen Gründen lebt Emma mit unserem Sohn noch bei ihren Eltern. Ich musste mein Studium abbrechen und arbeite heute bei einer Versicherung. Wir haben Hochs und Tiefs wie alle Paare: Aber ich liebe Emma und unseren Sohn innig, und die Gewissheit, anders zu agieren als jene Männer, die ihre Frauen und Kinder verlassen, gibt mir Zufriedenheit. Natürlich mussten wir früh erwachsen werden. Ein perfekter Tag ist heute, wenn wir zusammen aufwachen, nicht völlig gerädert sind und den Tag mit Raúl am See verbringen können.

**Emma:** Die Erfüllung von anderen Träumen hatte in den vergangenen zwei Jahren nicht so viel Platz in unserem Leben. Aus diesem Grund

war ich auch einverstanden, dass sich Fernando für die Mister-Suisse-romande-Wahlen bewirbt. Ich bin ziemlich eifersüchtig. Er musste mir versprechen, dass er allen weiblichen Charme-Offensiven widerstehen wird. Dass er angenommen würde, war mir von Anfang an klar: Er ist nicht nur schön und klug, sondern auch charakterstark, das hat er in den vergangenen Jahren mehr als bewiesen.

**Fernando:** Die Wahl bietet auch eine schöne Möglichkeit, das nachzuholen, womit sich andere Teenies ganz selbstverständlich in ihrer Freizeit beschäftigen: die Suche nach einem optischen Stil und der Pflege des Äusseren. Ende Dezember wird entschieden, wer gewinnt. Natürlich würde mich ein Titel sehr freuen. Aber es gibt noch andere wichtige Ziele in meinem Leben: In der Zwischenzeit sind Emma und ich verlobt, und sobald ich finanziell auf stabilen Beinen stehe, wollen wir heiraten und zusammen mit Raúl in eine eigene Wohnung ziehen.

Protokoll: Franziska K. Müller



**MEHR ALS NUR EIN SIGNET. EINE VERPFLICHTUNG.**

DAS OFFIZIELLE ROLEX SIGNET IST AUSSCHLISSLICH DEM ROLEX FACHHÄNDLER VORBEHALTEN. NUR ER BIETET EINE GROSSE AUSWAHL UNTERSCHIEDLICHSTER ROLEX ARMBANDUHREN UND BESITZT DIE EXPERTISE, UM DIE TECHNISCHE ZUVERLÄSSIGKEIT UND DEN GLANZ EINER ROLEX DAUERHAFT ZU ERHALTEN. JEDER NEUEN ARMBANDUHR VON ROLEX LIEGT EINE GARANTIEKARTE BEI, DIE ZUGANG ZUM NAMHAFTEN WELTWEITEN NETZWERK DER OFFIZIELLEN ROLEX FACHHÄNDLER GEWÄHRT.



OYSTER PERPETUAL DATEJUST LADY 31

BEYER

Zürich seit 1760 · Uhren & Juwelen  
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich · Tel +41 (0)43 344 63 63 · beyer-ch.com

  
**ROLEX**